

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik und Wirtschaft



**spw — 8**



**Herausgeber:** Detlev Albers (Bremen), Heinz Albrecht (Berlin-West), Erhard Eichert (Herford), Josef Hindels (Wien), Klaus Peter Kisker (Berlin-West), Heinrich Lienker (Harsewinkel), Werner Loewe (Hamburg), Klaus Thüsing (Paderborn), Klaus-Peter Wolf (Berlin-West),

**Ständige Mitarbeiter:**

Burchard Bösche (Wiesbaden), Arno Brandt (Hannover), Dieter Dehm (Frankfurt), Walter Fabian (Köln), Rainer Frank (Konstanz), Bodo Fritz (Marburg), Joachim Günther (Berlin-West), Mechtild Jansen (Köln), Hans-Dieter Keil (Hannover), Mathias Kohler (Mannheim), Monica Lochner (München), Traute Müller (Hamburg), Dieter Muth (Hannover), Kurt Neumann (Berlin-West), Norman Paech (Hamburg), Arno Pasternak (Clausthal-Zellerfeld), Peter Pelinka (Wien), Ulrich Schöler (Bonn), Martin Wilke (Münster), Jochen Zimmer (Duisburg) Burkhard Zimmermann (Berlin-West), Heinz Zoller (Karlsruhe).

**Redaktion:** Ilse Bettstein, Robert Brögeler, Karin Gauer-Krusewitz, Frank Heidenreich, Michael Karnatz, Knut Krusewitz, Hans Raßmes, Christiane Rix-Mackenthun, Dieter Scholz, Michael Zenz.

**Sekretariat:** Ilse Bettstein, Karin Gauer-Krusewitz, Frank Heidenreich, Christiane Rix-Mackenthun

**Redaktion und Vertrieb:** Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45, Tel.: (030) 834 24 22

**Verlag:** spw-Verlag/Redaktion GmbH, Königsweg 310, 1000 Berlin 39, HRB 13699.

Geschäftsführer: Frank Heidenreich, Hans Raßmes, Dieter Scholz.

Satz: Barbara Steinhardt, Berlin-Zehlendorf. — Herstellung: MovimentoDruck, Berlin-Kreuzberg. Umschlaggestaltung: Nils Larsen. — Auflage: 1.-3. Tausend September 1980

Die spw erscheint in 4 Heften jährlich mit einem Gesamtumfang von mindestens 420 S. Die Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist zum Jahresende möglich. Der Buchhandelspreis beträgt 7,70 DM, in der Republik Österreich 60,— ÖS, in der Schweiz 8,— sfr. Im Abonnement kostet das Heft 5,— DM zuzügl. Versand, im Einzelverkauf über sozialdemokratische Organisationen 6,— DM (45,— ÖS)

Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit, übernimmt jedoch keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinenschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand von 35 Anschlägen versehen sein. Aufsatzbeiträge sollen nicht mehr als 18 Manuskriptseiten umfassen.

Konten: Bank für Gemeinwirtschaft (BFG) Berlin Kto.Nr. 111 502 8300

Postscheckamt Berlin West 109974 - 105 (BLZ 100 100 10)

**Beilagenhinweis:** Dieses Heft enthält in Teilaufgabe einen Prospekt des Argument-Verlages Berlin und eine Zahlkarte des spw-Verlages

# Inhalt

---

Editorial.....	3
<b>Aktueller Kommentar</b>	
<i>Joachim Günther</i>	
Die Bundesrepublik: Vasall oder Rivale des US-Imperialismus.....	6
<b>Diskussionsschwerpunkt</b>	
<i>Interview mit</i>	
Prof. Dr. Wolfgang Abendroth.....	11
Prof. Dr. Detlev Albers.....	17
Prof. Dr. Josef Schleifstein.....	23
Karsten D. Voigt.....	29
<i>Roman Röhrig</i>	
Weltkrise — oder regionale Konflikte zwischen den Großmächten um die Ausdehnung ihrer Macht?.....	32
<i>Klaus Thüsing</i>	
Aspekte der iranischen Revolution.....	40
<i>Phillipe Henri Ledru</i>	
Die Verbindung von Sozialismus und Islam in Algerien.....	43
<i>Hans Barschkies, Heinz-Gerd Hofschien, Arnim Meier</i>	
Anmerkungen zur Diskussion um die Afghanistan-Krise.....	51
<i>Detlev Albers, Hans Alexy</i>	
Zur Einschätzung der Entwicklung in Afghanistan.....	65
<b>Außerhalb des Schwerpunktes</b>	
<i>Peter Strieder</i>	
Aussperrungsfreiheit.....	74
<i>Dieter Scholz</i>	
Zwischen zwei Bundeskongressen: Hannover 1971 — Hannover 1980.....	83
<i>Christoph Butterwegge</i>	
Marxismus und/oder Austromarxismus?.....	87
<b>Dokumentation</b>	
<i>Wolfgang Abendroth</i>	
Renaissance des »klassischen« Austromarxismus.....	97
<i>Interview mit Pietro Ingrao</i>	
Die KPI, der Friede und der Internationalismus.....	106
<b>Bericht</b>	
<i>Wolfgang Friedrichs</i>	
Bericht und Anmerkungen zum 9. Gewerkschaftstag der ÖTV.....	110

## Über die Autoren

*Abendroth, Wolfgang*, Prof. Dr., geb. 1906 in Elberfeld; emeritierter Ordinarius für Wissenschaft von der Politik, lebt heute in Frankfurt/M. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Gewerkschafts- und Parteiengeschichte, zum Verwaltungs- und Staatsrecht. 1965 erschien in der Edition suhrkamp seine Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung. Im gleichen Verlag erschien 1976 das Buch »Wolfgang Abendroth — Ein Leben in der Arbeiterbewegung«.

*Albers, Detlev*, Prof. Dr., geb. 1943, Hochschullehrer am Fachbereich Arbeitslehre/Politik der Univ. Bremen, Mitglied der SPD, GEW. Jüngste Veröffentlichung: »Demokratie und Sozialismus in Italien«, Frankfurt/M.-New York, Campus Verlag, 1978.

*Alexy, Hans*, geb. 1952; Rechtspraktikant in Bremen, Mitglied der ÖTV.

*Barschkies, Hans*, geb. 1951; Studium der Ökonomie, Mitglied der SPD und Juso-HSG, 1979-1980, Mitglied des Vorstands der Juso-HSG Bremen.

*Butterwegge, Christoph*, geb. 1951; Dipl. Sozialwissenschaftler, M.A., früher Mitglied des Bezirksvorstandes Westfalen der Jusos und des Bezirksausschusses der SPD, 1974/75 Partei-ausschluß, Mitglied der GEW. Wichtigste Veröffentlichungen: Jungsozialisten und SPD (1975), Parteiordnungsverfahren in der SPD (1975), Alternativen der Wirtschaftslenkung (1976), Probleme der marxistischen Staatsdiskussion (1977), SPD und Staat heute (1979).

*Günther, Joachim*, geb. 1951; Studienreferendar, Redakteur der Zeitschrift »Interpol«, Mitglied der SPD seit 1969, 1978-1980 stellv. Landesvorsitzender der Berliner Jusos, Mitglied der GEW.

*Hofschen, Heinz-Gerd*, geb. 1949; Studium der Politik, Geschichte, Germanistik; Doktorand; Mitglied der SPD, GEW, BdWi; von 1971-1976 Mitglied des Bundesvorstandes und des Bundes-ausschusses des SHB, 1976-1978 Mitglied des Juso-Vorstandes Marburg, 1978-1980 Mitglied des Ortsvereinsvorstandes SPD-Marburg. Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen zur Sozialdemokratie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Gewerkschaftspolitik.

*Ledru, Philippe Henri*, geb. 1949; Lektor für Französisch und Italienisch an der Gesamthochschule Paderborn. Veröffentlichungen zu Fragen der internationalen Beziehungen und der Literaturwissenschaft. Mitglied der französischen Sozialistischen Partei, der GEW und des BdWi.

*Meier, Arnim*, geb. 1950; Studium der Geschichte und Geographie, Referendar in Hamburg, Mitglied der SPD, GEW; von 1975-1976 Mitglied im Vorstand des VDS; Zeitschriftenveröffentlichungen zu Fragen der internationalen Politik.

*Röhrig, Roman*, geb. 1946; Jurist-Ass., stellv. Landesvorsitzender der Jusos Hessen seit 1977, seit 1976 im Juso-Bezirksvorstand Hessen-Süd, Mitglied der SPD, ÖTV und des Sicherheitspolitischen Ausschusses der SPD-Hessen.

*Schleifstein, Josef*, Prof. Dr. phil., geb. 1915; Leiter des Inst. f. marx. Studien und Forschung (IMSF) in Frankfurt/M. Seit 1932 Mitglied der KPD, Widerstand, Zuchthaus, Emigration, nach 1945 führend in der KPD der Westzonen, später in der BRD, Mitglied des Parteivorstandes der DKP. Veröffentlichungen: Franz Mehring — sein marxistisches Schaffen; Einführungen in das Studium von Marx, Engels und Lenin; Zur Geschichte und Strategie der Arbeiterbewegung.

*Scholz, Dieter*, geb. 1947; Dipl. Pol., Doktorand, Mitglied der SPD, HBV, AWO, Landesvorsitzender der Berliner Jusos Juni 1978 — Juni 1980.

*Strieder, Peter*, geb. 1952; Richter, Mitglied der SPD, ÖTV, stellv. Landesvorsitzender der Berliner Jusos seit Juni 1980.

*Thüsing, Klaus*, geb. 1940; seit 1977 MdB, Mitglied der SPD seit 1971, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für Bildungspolitik des Landesvorstandes der SPD Nordrhein-Westfalen, Mitglied der GEW und der AWO.

*Voigt, Karsten D.*, geb. 1941; Studium der Germanistik, Geschichte, Skandinavistik; Mitglied der SPD, GEW; 1969-1972 Bundesvorsitzender der Jungsozialisten, 1972-1973 stellv. Bundesvorsitzender der Jusos, 1971-1973 Vizepräsident der IUSY, 1973-1975 Vorsitzender der Kontrollkommission der IUSY, seit Okt. 1977 MdB, Mitglied im Ausschuß für Auswärtiges, stellv. Mitglied im Ausschuß für Bildung und Wissenschaft und Mitglied im Unterausschuß Abrüstung und Rüstungskontrolle, Mitglied des Bundesparteirates der SPD.

## Editorial

Der Themenschwerpunkt dieses Heftes läßt sich auf die abstrakte Formel »Internationale Spannungen« bringen. Ein inzwischen weit verbreitetes Erklärungsmuster für die gegenwärtige Weltlage versucht, historische Analogien (Ähnlichkeiten, Übereinstimmungen) zwischen 1914 und 1980 glaubhaft zu machen. Als der US-Politikwissenschaftler Miles Kahler seinen Aufsatz über »Kriegsgerüchte: Die Analogie zu 1914« in der Zeitschrift »Foreign Affairs« veröffentlichte (Jahreswende 1979/80), konnte er gewiß nicht ahnen, wie Helmut Schmidt ihn fast vier Monate später im NRW-Wahlkampf interpretieren und popularisieren würde. Weil Kahlers Analogismus einen ganz anderen Schluß zuläßt als den, den Helmut Schmidt zog, sei er zitiert. »Solange Großmächte sich in der Weise verhalten, wie sie es historisch getan haben«, werden »Bemühungen von entscheidender Bedeutung sein«, die »ihre Rivalitäten, ihre Fehlinterpretationen und ihre begrenzte Sehweise in Grenzen« halten. In diesem Zusammenhang forderte er statt »des Modells einer Gegenintervention, wie Henry Kissinger sie in Angola anstrebte«, eine »genaue Umkehrung des 'neuen Imperialismus'«. Der Verweis auf 1914, so Kahler, soll »einen Anflug gesunden Zweifels« in die Funktionsmechanismen des Krisenmanagements der Großmächte bewirken. Bei Helmut Schmidt wurde daraus: »Es erscheint nicht völlig undenkbar, daß man (!) doch in einen schwerwiegenden Konflikt hineingerät, ohne ihn wirklich gewollt zu haben.« (19. April 1980)

Ein Kenner der historisch-gesellschaftlichen Szene von 1914, der Großindustrielle Walther Rathenau, brachte vor 60 Jahren bereits die späteren Ergebnisse einer ganzen Generation von links-liberalen Historikern (Eckard Kehr, Fritz Fischer, Hans-Ulrich Wehler, Imanuel Geiss, Joachim Radkau u.a.) auf den Begriff. Die »Millionen der Wehrlosen und Getäuschten« — das sind bei Rathenau die »Proletarier«! — wurden »in den Krieg der Dynastien und der Bourgeoisien getrieben«. Nicht »man« ist gegen seine Interessen in einen »Konflikt hineingeraten«, sondern das imperialistische deutsche Herrschaftskartell, das »Bündnis der Eliten« (Fritz Fischer, 1979), hat die Arbeiterklasse kalkuliert, geplant, bewußt im Krieg für seine Interessen verheizt. Man darf an dieser Stelle Helmut Schmidt als Beiratsmitglied der Redaktion der Zeitschrift »Die Neue Gesellschaft« den Rat geben, sich die Jahrgänge 1928-1932 der »alten« Zeitschrift »Die Gesellschaft« (Vorgängerin) besorgen zu lassen. Dort wird er zum Komplex »Kriegsursachen« aufschlußreiche Artikel von Eckard Kehr finden, etwa den über »Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland«.

Kehr hat die sozialdemokratische Geschichtsschreibung der Weimarer Republik um einen wichtigen Aspekt bereichert. Danach müssen hinter der außenpolitisch argumentierenden Krisendiagnose ihre innenpolitisch feststellbaren Klasseninteressen aufgespürt werden. Zu untersuchen bleibt 1980, was Kehr damals den »Primat der Innenpolitik« nannte.

Einen ersten Hinweis auf die Richtung, in der innenpolitische Antworten auf außenpolitische Spannungsfelder gefunden werden können, findet man in einem Aufsatz von Eckehart Ehrenberg, Mitglied des Internationalen Instituts für strategische Studien (London), der im Juni-Heft der »Neuen Gesellschaft« erschien. Dort liest man:

»Bedenklich stimmt (...), daß das lauteste Säbelrasseln von seiten derjenigen ertönt, die nach eigenem Eingeständnis am wenigsten vom Golföl abhängig sind, nämlich den USA. Im übrigen müssen sich diejenigen, die einerseits die Teheraner Geiselnahme als Bruch des Völkerrechts anprangern und zugleich laut über militärische Optionen nachdenken, fragen lassen, nach welchen völkerrechtlichen Normen ein Recht auf die Nutzung von Bodenschätzen in anderen Ländern postuliert werden kann, das zudem noch militärisch 'verteidigt' werden darf. Besser kann man in der Tat kaum das Völkerrecht als Instrument einer Art internationaler Klassenjustiz entwerfen.«

Diese Problemsicht verweist auf den realen Entstehungsort der international wirksamen Spannungen. Und der liegt weder in Afghanistan noch in Iran, sondern in den USA. Wir dürfen inzwischen als vorläufig gesicherte Erkenntnis gelten lassen, was die spätere Geschichtsschreibung detailliert erweisen mag: Die politischen Ereignisse im Mittleren Osten (1979) lieferten für die USA nur die nachträgliche außenpolitische Begründung für eine innenpolitische Tendenzwende, die seit 1975 (Ende des Vietnamkrieges) wirksam, aber erst 1978/79 (Verschärfung des Verhältnisses zur UdSSR) offenkundig wurde.

Notieren wir stichwortartig den innenpolitischen Ursachenzusammenhang, der das außenpolitische Krisenszenario (Destabilisierung des Ost-West-Verhältnisses) erklärbar macht. Die seit Jahren in den USA nachweisbare Wirtschaftskrise — sinkende Wachstumsraten, hohe Inflationsraten, steigende Arbeitslosigkeit und dauerhaft defizitäre Handelsbilanzen — hat in verschiedenen Regionen und bei verschiedenen Bevölkerungsschichten zu verheerenden sozialen Folgen geführt. Die eingeleiteten Hochrüstungsprogramme, ihre Finanzierungsform, werden die strukturellen Krisenprobleme mit tödlicher Sicherheit verschärfen. Selbst in US-Gewerkschaftskreisen sind die arbeitsmarktpolitischen »Segnungen« solcher Wachstums- und Konjunkturstabilisierungsabenteuer höchst umstritten. Parallel zum ökonomischen und sozialen Krisenverlauf entwickelte sich ein politischer Rechtsradikalismus, der kaum zufällig an die McCarthy-Ära erinnert. Da herrschende Kriseninterpreten in der Regel die Ursachen der verschiedensten Krisenerscheinungen nicht in den Produktionsverhältnissen suchen, sondern im jeweiligen Regierungsapparat, mußte die Carter-Administration einen »Feind« anbieten. Der aus der Faschismus-Forschung hierzulande bekannte Mechanismus der Feind-Produktion darf auch zur Erklärung amerikanischer Verhältnisse bemüht werden. Gleichwohl: Vor dem Hintergrund dauerhaft veränderter politischer, militärischer, ökonomischer und sozialer Bedingungen und Tendenzen (Ost-West-Verhältnis, Nord-Süd-Verhältnis, Gesamteuropäisches Verhältnis, Verhältnis EG-USA u.a.) des internationalen Systems bieten die »bewährten« Krisensteuerungskonzepte keine zwanglose Erfolgsgewähr mehr. Was den USA im Vietnamkrieg noch gelang, nämlich die

Verteilung der »Herrschaftskosten« der »freien Welt« auf ihre Verbündeten (durch deren Anerkennung der damaligen Dollar-Parität), gelingt seit der von US-Monopolen organisierten Erdöl-»Krise« (1973) nicht mehr widerspruchslos. Spätestens die atompolitische Kontroverse zwischen Bonn und Washington am Beispiel des Brasilien-Geschäfts verwies auf tiefgreifende ökonomische, politische und sicherheitskonzeptionelle Interessengegensätze zwischen den USA und der Bundesrepublik. Die Kontroverse um die Lagerung von Neutronenbomben hat auf unterschiedliche sicherheitspolitische Interessen aufmerksam gemacht.

Im Gegensatz zur konservativen Sichtweise »christlich«-demokratischer Herkunft, die jede EG-eigene Interessenbestimmung gegenüber den USA als Verrat an der NATO-Philosophie des Pentagon diffamiert, wird hier die Meinung vertreten, daß nur durch Verfolgen spezifisch westeuropäischer Interessen, wie sie vor allem im Zusammenhang mit der KSZE zum Ausdruck kamen, den fatalen Krisenkonsequenzen der US-Innenpolitik im Helmut Schmidtschen Sinne zu entgehen ist. Westeuropäische Interessen verfolgen heißt vor allem: Verhindern, daß die USA ihre innenpolitischen Krisenprobleme nach Europa exportieren. Das setzt eine Entkoppelung des gemeinsamen Krisenmanagements voraus. Und daraus hätte das Gegenteil einer Boykott-Politik gegenüber der UdSSR oder Iran zu folgen. Solidarität mit den USA heißt doch wohl Solidarität mit den Farmern. Und im Falle der Hochrüstungspolitik: Solidarität mit der Arbeiterklasse in den USA, die solchen regierungsamtlichen »Over-Kill-Wahnsinn« zu bezahlen haben wird.

Solidarität mit den USA zu praktizieren, heißt, Einfluß auf ihre Innenpolitik zu nehmen. Da dies faktisch nicht möglich ist, wird eine Stabilisierung der kriegsverhindernden Faktoren nur indirekt möglich sein. Dazu bieten die Helsinki-Nachfolgepolitik, der EG-Dialog mit einer Reihe von Entwicklungsländern und der Verfolg der Ostpolitik der Bundesrepublik bessere Möglichkeiten als der Nachvollzug der augenblicklichen US-Außenpolitik.

Wir werden bald beurteilen können, ob Helmut Schmidt nach seiner Moskau-Reise auch ohne intime Kennerschaft der sozialdemokratischen Kriegsursachen-Diskussion einen Beitrag zur Entspannung der internationalen Lage leisten konnte.

Die Redaktion

## Aktueller Kommentar

Joachim Günther

### Die Bundesrepublik: Vasall oder Rivale des US-Imperialismus

I. Für Teile der Linken in der Bundesrepublik ist das alte Weltbild noch in Ordnung: Die Entwicklung der letzten Jahre zeige eine »Tendenz zur Vereinheitlichung des imperialistischen Lagers und die Bundesrepublik im Schlepptau amerikanischer Rüstungspolitik« — so kürzlich ein Vertreter des 'Sozialistischen Büros' auf einem Kongreß in Frankfurt, und in ähnlicher Weise auch die Meinung der DKP auf ihrem Wahlparteitag. Sehr unterschiedliche Gruppierungen innerhalb der Linken kommen hier zu gleichen Ergebnissen, also eine zutreffende Einschätzung? Angesichts von Olympia-Boykott und Aufrüstungsbeschlüssen scheint die These von der »Vereinheitlichung des imperialistischen Lagers« zunächst kaum angreifbar.

Dennoch soll hier eine Gegenthese aufgestellt werden: Die gegenwärtige Entwicklung weist auf eine grundlegende Wende in den Beziehungen zwischen den USA und der Bundesrepublik hin. Zum erstenmal seit Ende des Zweiten Weltkrieges machen sich deutliche Interessenkonflikte innerhalb des kapitalistischen Westens bemerkbar, die nicht mehr nur durch die Franzosen artikuliert werden. Es ist zu erwarten, daß die Zukunft einen verstärkten Konkurrenzkampf zwischen europäischem Kapitalismus und den USA erbringen wird, in dem die Vereinigten Staaten um ihre Stellung als politisch-ökonomische Führungsmacht innerhalb des imperialistischen Lagers kämpfen.

II. Die Vereinigten Staaten haben in den Jahren seit ihrer Niederlage in Vietnam viel an Einfluß in der Welt verloren: Während sich die politische Führung in Washington vom Vietnam-Schock erholen mußte, veränderte sich das internationale Kräfteverhältnis zu Ungunsten des US-Imperialismus: Die Siege der nationalen antiimperialistischen Befreiungsbewegungen in Angola, Mozambique und Nicaragua, die Befreiung Portugals und Spaniens vom Faschismus und die zunehmende Stärke der Europäischen Gemeinschaft haben die USA unvorbereitet getroffen: Sie mußten zur Kenntnis nehmen, daß eine Wiederholung der Interventionspolitik, wie sie gerade in Lateinamerika immer wieder zur Durchsetzung amerikanischer Interessen gedient hatte, immer schwieriger wurde, je mehr die antiimperialistischen Bewegungen international — z.B. in der UNO an Ansehen gewannen. Das Ende der Schah-Herrschaft im Iran war schließlich das Ereignis, das die imperialistischen Interessen am gravierendsten beeinträchtigte: Mit dem Iran verloren die USA den einzigen (so glaubten sie) sicheren Satelliten im Bereich des Nahen und Mittleren Ostens. Die Entwicklung im Iran rief jedoch in den Vereinigten Staaten jene Kräfte auf den Plan, die schon länger für eine neuerlich aggressive Phase in den Außenbeziehungen der USA eintreten. Zum einen spielt hier die prekäre Energie-Situation des Landes eine Rolle, da die Vorräte kaum länger als bis zum Jahre 1990 ausreichen dürf-



ten, wenn z.B. Öl-Importe in größeren Mengen ausfielen, zum anderen drängt die Rüstungs-Lobby aus ökonomischen Gründen zu verstärktem militärischem Engagement: Die USA könnten sich auch nach Vietnam dem alten Regelkreis von kapitalistischer Produktion und Kriegsproduktion nicht entziehen.

III. Für die Bundesrepublik kann eine gegenläufige Tendenz festgestellt werden: Das bundesrepublikanische Kapital konnte in den vergangenen Jahren auf dem Weltmarkt seinen Anteil kontinuierlich steigern; gleichzeitig nahm auch die politische Bedeutung der Bundesrepublik als politische und ökonomische Führungsmacht innerhalb einer erstarkten Europäischen Gemeinschaft zu. Doch dies ist nur die eine Seite: Wesentlich für den ständig wachsenden internationalen Einfluß der Bundesrepublik ist deren »seriöse« Haltung gegenüber der III. Welt. Was ist damit gemeint?

- Obgleich die Bundesrepublik im Zweifelsfall immer für die Interessen der kapitalistischen Industriestaaten eingetreten ist (man denke nur an die Verhandlungen auf der Welthandelskonferenz UNCTAD), obgleich die Ausbeutungsmechanismen deutscher Kapitalinvestitionen in den Entwicklungsländern keineswegs »humaner« sind als die anderer Industrieländer und obgleich die Bundesrepublik auch in Fragen von Menschenrechten, Anerkennung antiimperialistischer Befreiungsbewegungen etc. stets eine hinhaltende oder eine dem Fortschritt entgegenstehende Position eingenommen hat, kam die Bundesrepublik nicht in den Geruch einer »Interventionsmacht«, wie Frankreich, die USA und Großbritannien bis heute in den Ländern der III. Welt erscheinen.
- Die Bundesrepublik ist in erster Linie auf ökonomische Vorteile in ihrer Politik gegenüber den Entwicklungsländern bzw. auf die Sicherung ihres Rohstoffbedarfs bedacht. Sie ist direkt an der Sicherung strategischer Positionen durch militärischen Einfluß und politischen Druck nicht beteiligt, was nicht zuletzt auch daran liegt, daß die Bundesrepublik kein koloniales Erbe zu verwalten hat.
- So kann die Bundesrepublik auch sehr viel flexibler auf Veränderungsprozesse in der III. Welt reagieren, was sich besonders dort auswirkt, wo antiimperialistische Befreiungsbewegungen sich wohl gegen einen neuerlichen Einfluß der ehemaligen Kolonialmächte wehren, aus Interesse an technologischen Innovationen jedoch nicht gänzlich dem kapitalistischen Markt verschlossen sind.
- Nicht zuletzt spielt auch die Tatsache eine Rolle, daß in der Bundesrepublik seit 1969 Sozialdemokraten die politische Führung entscheidend mitgeprägt haben: Gerade die immer wichtigere Position der Sozialistischen Internationale für das Verhältnis zwischen Industrie und Entwicklungsländern kommt dem Ansehen der Bundesrepublik zugute.

IV. Wenn jene recht hätten, die die Bundesrepublik heute mehr denn je im Schlepptau amerikanischer Interessen sehen, dann muß man fragen, warum gerade zum jetzigen Zeitpunkt, wo die USA für eine forcierte antisowjetische Poli-

tik eintreten, der deutsche Bundeskanzler gegen den Willen der USA zu Gesprächen mit den politischen Repräsentanten der Sowjetunion nach Moskau fährt. Kann man diese Reise als reine Wahlkampfmasche abtun, in der der Kanzler sich vor der Opposition profilieren will? Dies scheint nicht stichhaltig, vielmehr dokumentieren die Bundesrepublik und die USA durchweg unterschiedliche Interessen in ihrem Verhältnis zur Sowjetunion. Die Bundesrepublik ist im Unterschied zur USA an der Erhaltung und Weiterentwicklung der Entspannungspolitik sowohl aus politischen wie ökonomischen Gründen interessiert. Allein durch die Berlin-Frage kann keinem deutschen Politiker — sicher auch einem Kanzler Strauß nicht — an einer deutlichen Verschlechterung der Beziehungen beider deutscher Staaten wie auch zwischen Bundesrepublik und UdSSR gelegen sein. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in der die Stimmung am besten war, wenn der Kalte Krieg seine niedrigste Temperatur erreicht hatte. Die andere Seite ist die ökonomische: Während sich derzeit das bundesrepublikanische Kapital trotz Afghanistan und Olympia-Boykott nicht scheut, sich in Moskau gegenseitig die Klinke in die Hand zu drücken, um an die günstigsten Aufträge zu kommen, könnte eine Beendigung der Entspannungspolitik auch zu einer Beeinträchtigung des Ost-West-Geschäfts führen. Dies trifft jedoch eine sehr sensible Stelle der ökonomischen Interessen des bundesdeutschen Kapitals, gerade wenn man bedenkt, daß das Ost-West-Geschäft ein fast rein europäisches Geschäft unter Ausschluß der Amerikaner ist. So dienen die Kontakte und Gespräche mit der UdSSR nicht nur den kurzfristigen Lösungen in den aktuellen Krisenfragen, sondern auch der Absicherung der bestehenden konstruktiven Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den RGW-Staaten (RGW = Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe — das östliche Gegenstück zur EWG).

V. So wie das Festhalten an der Entspannungspolitik gegenüber der Sowjetunion der geographischen wie ökonomisch-politischen Situation der Bundesrepublik entspricht, muß auch das Verhältnis der Bundesrepublik zu den USA erklärt werden: In doppelter Weise ist die Bundesrepublik bis heute abhängig von den Vereinigten Staaten: Zum einen durch die ökonomische Verflechtung, die trotz des verringerten Produktionsgefälles zwischen beiden Ländern weiterhin eine klare Vormachtstellung der USA ausweist, und zum anderen durch die politisch-militärische Abhängigkeit. Hier ist es besonders die Berlin-Frage, die es einer deutschen Bundesregierung auch in absehbarer Zeit verbietet, politische Eigenständigkeit allzu demonstrativ hervorzukehren, so wie dies Frankreich praktiziert. Mit der Berlin-Frage hat der amerikanische Präsident stets eine wirksame Waffe gegenüber politischen Alleingängen der Bundesrepublik in der Hand. Es ist ein offenes Geheimnis, daß in der SALT-II-Auseinandersetzung über die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in Westeuropa die USA mit der Verringerung ihrer Berlin-Präsenz gedroht hatten, wenn die europäischen NATO-Länder — und voran die Bundesrepublik — sich nicht den US-Vorstellungen beugten.

Die »Vereinheitlichung des imperialistischen Lagers« ist zum gegenwärtigen

Zeitpunkt was die Position der Bundesrepublik angeht insofern nicht daran zu messen, inwieweit die Vormachtstellung der USA heute noch ausreicht, um ihre Bündnispartner ins Glied zu zwingen, sondern vielmehr daran, inwieweit gerade die Bundesrepublik *trotz* ihrer fortdauernden Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten beginnt, eine eigenständige, »europäische« Politik durchzusetzen.

VI. Vor diesem Hintergrund ist die Widersprüchlichkeit aktueller Entscheidungen zu analysieren: Der Olympia-Boykott — herbeigeführt durch den massiven Druck der Bundesregierung — war die Entscheidung, lieber eine »Verstimmung« Moskaus zu riskieren, als den offenen Affront gegenüber der Politik der USA. Gleichzeitig jedoch steht die Reise Helmut Schmidts in die Sowjetunion als deutlicher Beleg dafür, daß der Bundesregierung keineswegs daran gelegen ist, eine Verschärfung der Spannungen zu unterstützen, wie es die USA erwarten. Die Gesprächsbereitschaft der Bundesregierung als ein aktiver Beitrag zur Wiederaufnahme der Entspannungsbemühungen stehen in krassem Gegensatz zum amerikanischen Interesse, in einem Klima sich verschärfender Konfrontation erneut als Motor einer aggressiven Militärstrategie anerkannt zu werden.

Die Widersprüchlichkeit im politischen Handeln der Bundesregierung zeigt die Bandbreite der Entwicklung eigenständiger Positionen: Auf der einen Seite die Suche nach Wegen, durch Verhandlungen die Verwirklichung dieses Beschlusses doch noch zu umgehen. Hier das venezianische Imperialisten-Spektakel, dort die Reise des Bundeskanzlers nach Moskau mit dem Ziel, das Klima der Spannung in eine Phase neuerlicher Verhandlungen zu überführen. Wägt man beide Tendenzen gegeneinander ab, so zeigt sich, daß die Bundesrepublik das Schwergewicht ihrer aktuellen außenpolitischen Aktivitäten nicht in eine Bestätigung ihrer »Vasallentreue« gegenüber den USA legt, sondern in die Fortsetzung der Entspannungspolitik. Ein weiterer Beleg für diese These ist, daß nicht von ungefähr gerade jetzt durch den Staatsbesuch von Giscard d'Estaing sehr deutlich die »europäische« Komponente in der Politik der Bundesregierung dokumentiert werden sollte.

VII. Was haben Sozialisten mit dieser Auseinandersetzung zu tun? Ist es nicht gleichgültig, ob innerhalb des imperialistischen Lagers der eine oder der andere die führende Kraft ist?

Eine Antwort kann hier nur angerissen werden: Mit dem Erstarken des sozialistischen Lagers, mit den Siegen antiimperialistischer Befreiungsbewegungen in der III. Welt und mit möglichen antikapitalistischen Veränderungen in Westeuropa ist der Imperialismus in die historische Epoche seines Niedergangs eingetreten. Es wird keinen »Staffettenwechsel« mehr geben, wie er zwischen Großbritannien und den USA vonstatten gegangen war, nachdem das britische Empire als führende imperialistische Macht von der politischen Bühne abtrat. Die Ablösung des US-Imperialismus wird mehr als das Auswechseln des Firmenschildes bedeuten. Auch ein mächtiger werdender »EG-Imperialismus« unter der politisch-ökonomischen Führung der Bundesrepublik wird kaum mit jener Kanonenboot-Politik agieren können wie seine Vorgänger (die französischen

Abenteuer in Afrika können als Reste kolonialer Wachträume bezeichnet werden): Dieser Imperialismus wird den veränderten Kräfteverhältnissen Rechnung tragen müssen, wird darauf bedacht sein, seine ökonomische Dominanz mit politischen Zugeständnissen durchzusetzen

Doch soweit sind wir noch nicht: Noch droht der Welt die Torschlußpanik des US-Imperialismus, noch ist die Gefahr einer nuklearen Katastrophe lange nicht gebannt, wie sie von den Strategen im Pentagon nicht nur in Wahlkampfzeiten einkalkuliert wird. Sozialisten müssen überall dafür kämpfen, daß diese drohende Entwicklung sich nicht fortsetzt. Eine zentrale Voraussetzung dafür ist, daß sich in Europa jene politischen Kräfte durchsetzen, die für die Sicherung des Friedens eintreten. Doch der Frieden ist erst dann wirklich sicher, wenn die eigentlichen Antriebskräfte des Rüstungswettlaufs, die kapitalistische Kriegsproduktion, nicht mehr existiert.

# DAS ARGUMENT

Argument-Vertrieb  
Tegeler Str. 6  
1000 Berlin 65

DAS  
ARGUMENT  
122

Ideologie-Diskussion: J. Bischoff,  
Projekt Ideologie-Theorie. Alternative  
Wirtschaftspolitik. Gewerkschafts-  
geschichtsschreibung. F. Deppe u.a.  
9,80; 8,50 f. Stud. (Abo: 8,50/7,-).



Untersuchung von 719 automatisierten Arbeitsplätzen. Empirische Methode, Auswertung u. Erkenntnis; Automationsbegriff; Hand- u. Kopfarbeit; Vorzüge praktischen Denkens; Sinnlichkeit u. Abstraktion; Angst u. Handlungsfähigkeit; Problem der Zeit; Wege zum Kollektiv.  
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

ARGUMENT  
SONDERBAND  
AS 51

Sozialliberalismus oder rechter Populismus? Kampf der Blöcke um Sozialpolitik, Gewerkschaften, Medien usw. Handlungschancen der Linken. Greven, Haug, Kröll, Krumbein, u.a.  
15,50; 12,80 f. Stud. (Abo: 12,80/11,-)

## **Diskussionsschwerpunkt: Internationale Spannungen**

*Interview mit*

*Prof. Dr. Wolfgang Abendroth*

*Prof. Dr. Detlev Albers*

*Prof. Dr. Josef Schleiße*

*Karsten D. Voigt*

Die folgenden fünf Fragen zur internationalen Krisenentwicklung sind den Interview-Teilnehmern schriftlich und unabhängig voneinander von der *spw*-Redaktion vorgelegt worden. Wir veröffentlichen daher auch die Beantwortung aller Fragen durch jeden einzelnen Interview-Teilnehmer zusammengefaßt, da durch die Form des Interviews keine Gesprächssystematik zwischen den Teilnehmern aufkommen konnte.

Die Redaktion

### **1. Frage**

Unter Bezug auf Presseveröffentlichungen in den USA hat Helmut Schmidt kürzlich auf Parallelen in der internationalen Politik vor Beginn des 1. Weltkrieges und heute verwiesen. Hältst Du diesen Bezug angesichts der gegenwärtigen internationalen Entwicklung für gerechtfertigt, welches sind die Ursachen und Bedingungen dieser Krise und wie haben sich die internationalen Kräfteverhältnisse verändert?

### **2. Frage**

Wie siehst Du den Entwicklungsstand der antiimperialistischen Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und siehst Du in der islamischen Revolution einen Bestandteil dieser Bewegung?

### **3. Frage**

Wie ist es möglich, daß sich die islamische Bewegung sowohl gegen die Führungsmacht der imperialistischen Länder — die USA — und die Führungsmacht der sozialistischen Länder — die UdSSR — wendet? Wie ist in diesem Zusammenhang insbesondere der islamische Widerstand in Afghanistan zu beurteilen?

### **4. Frage**

Wie wirkt sich nach Deiner Auffassung die jüngste internationale Entwicklung auf die politischen, ökonomischen und militärischen Beziehungen zwischen den USA und Westeuropa aus?

### **5. Frage**

Wie ist die Politik der Bundesregierung in der aktuellen internationalen Situation zu bewerten? Welche Bedeutung kommt dem Verhältnis der beiden deutschen Staaten in dieser Situation zu und welchen Beitrag hat die Linke in der Bundesrepublik zur internationalen Entspannung nach Deiner Auffassung zu leisten?

## Wolfgang Abendroth

**Zu Frage 1:** Das Spiel des Bundeskanzlers mit dem Versuch eines amerikanischen Politikwissenschaftlers, die Situation des Juli 1914 mit der gegenwärtigen in Bezug auf quasi-zufälliges, unkontrolliertes »Hineinschliddern« in einen großen Krieg zu parallelisieren, war — wie bei den meisten Vergleichen solcher Art — halb richtig, halb falsch. Denn erstens hat 1914 Österreich-Ungarn den Krieg gegen Serbien wirklich konkret gewollt (und das Deutsche Reich diesen Wunsch bei Inkaufnahme des Krieges mit Rußland voll gebilligt), wie wir seit Fritz Fischers Forschungen sehr genau wissen; beide hatten nur dabei die stille Hoffnung, England neutral halten zu können. Zweitens war generell der Ausbruch des 1. Weltkrieges fast unvermeidlich; nur Auslösungsanlaß und Auslösungszeitpunkt hingen von Zufällen (und also in Wirklichkeit von der durch die Großmächte gewünschten Ausschaltung aller Kontrollmechanismen) ab.

Dagegen ist gegenwärtig die Mobilisierbarkeit aktivierbarer Kontrollmechanismen gegen den Ausbruch eines 3. Weltkrieges wesentlich größer. Eine der beiden Weltmächte der Gegenwart ist kein imperialistischer Staat im alten Sinne des Wortes. Die Sowjet-Union ist, welche Mängel sie auch noch hat und wieweit sie auch unvermeidlich in Machtpolitik (und also ebenfalls in eventuelle Fehler der Machtkalkulation) einbezogen ist, ohne deren partielle Übernahme sie längst zerschlagen worden wäre, doch kein imperialistischer Staat, dessen Ziel Machtexpansion zu Ausbeutungszwecken wäre. Und alle größeren Staaten — auch die Weltmächte selbst — wissen, daß der Übergang von der militärischen Machtdemonstration zum wirklichen Weltkrieg wahrscheinlich den Untergang jeder Hochzivilisation, auch der eigenen, herbeiführen würde, also dem Selbstmord gleichkommen könnte. Hätte Helmut Schmidt diese Veränderung der damaligen Grundsituation in seine Überlegungen einbezogen, so wäre ihm eine erheblich exaktere Bestimmung der politischen Gefahren und Notwendigkeiten von heute möglich geworden.

**Zu Frage 2:** Der Entwicklungsstand der antiimperialistischen Bewegung ist nur insofern relativ gleichmäßig, als generell mit dem Ende des 2. Weltkrieges die Machtstellung der USA, der europäischen imperialistischen Staaten und Japans in immer neuen Schüben zurückgedrängt worden ist und noch immer weiter zurückgedrängt wird. Seit dem Sieg der chinesischen Revolution über das zum bloßen Satelliten der USA abgesunkene Chiang Kai-shek-Regime und der politischen, noch keineswegs ökonomischen Emanzipation Indiens gab (und gibt) es auf diesem Weg zwar noch viele Rückschläge, aber kein dauerhaftes Zurück mehr. Jedoch ist dabei die Lage in den einzelnen Ländern, je nach ihrer verschiedenen ökonomischen, sozialen und historischen Situation, unvermeidlich verschieden. Das hatte schon nach der russischen Revolution die Kommunistische Internationale als künftig wichtiges Grundproblem verstanden und deshalb seit 1926 systematisch versucht, alle diese ideologisch extrem divergierenden Be-

wegungen in den Kolonien und Halb-Kolonien durch die Antiimperialistische Liga (übrigens bei Beteiligung nicht nur Nehrus, sondern auch für ihr eigenes Bewußtsein extrem islamischer Gruppierungen) zu koordinieren. Deshalb haben sich auch nach dem 2. Weltkrieg und den ersten großen Erfolgen dieser Emanzipationskämpfe eine Fülle von Phasen-Differenzen und inneren Widersprüchen — keineswegs nur ideologischer Art — nicht vermeiden lassen, auch nicht (und gerade nicht), soweit sie im Zeichen islamischer Vorstellungen stattgefunden haben (und noch immer stattfinden). Sie behalten dabei gleichwohl generell ihren emanzipativen und fortschrittlichen Grundcharakter, obwohl sich — je nach dem Stand der sozialen Entwicklung des einzelnen Landes — dabei — nur dem Scheine nach tendenziell identische — islamische ideologische Formen sowohl für den Vormarsch wie für Rückschläge und für Sonderinteressen bevorzogter sozialer Gruppen ergeben.

**Zu Frage 3:** Die »islamische Bewegung« ist keineswegs in dem Sinne eine wirkliche Einheit, an die große Teile der vorher kolonial oder halb-kolonial beherrschten Völker (wegen ihrer gemeinsamen Überdachung durch traditionelle islamische — sei es sunnitische, sei es schiitische —, sei es wiederum schon lange fixierte, sei es erst durch die islamische quasi-Mission des vorigen Jahrhunderts erworbene religiöse Vorstellungen) selbst glauben oder dahin streben. Daß auch theologisch ultra-reaktionäre Gruppierungen wie die Moslem-Liga oder feudalmönarchische Herrschaftsgruppen, die in vielen Fällen seit Jahrzehnten monopolkapitalistische Rohöl-Positionen zusätzlich erworben haben, wie Saudi-Arabien, Oman, die Emirate oder Marokko, daß die indonesische anti-demokratische Militärdiktatur in ihrem festen Bündnis mit den alten aristokratischen und neuen kapitalistischen Ausbeuterklassen trotz aller gemeinsamen Staatenkonferenzen nicht viel mit den mehr oder minder progressiv-populistischen (und wiederum untereinander in Vielem sehr divergenten) Herrschaftsformen in Algerien, Libyen, Syrien oder dem Irak, Süd-Jemen oder auch Nord-Jemen zu tun haben und mit diesen deshalb auch nur bedingt als »gemeinsame Bewegung« gewertet werden können, ist wohl eindeutig, obwohl dank der Israel-Palästina-Problematik sich zwischen allen einige gemeinsame Interessen (in vielen Fragen auch mit Transjordanien) ergeben, die dann wieder mit denen der ägyptischen Oberklassen und ihrer Sadat-Diktatur kollidieren. Von diesen Divergenzen aus entstehen dann wieder inhaltlich keineswegs einheitliche, wenn auch in ihrer Formulierung gelegentlich ähnliche Positionen gegenüber beiden Weltmächten, die sich aber kaum zu einer dauerhaften gemeinsamen Strategie, wenigstens gewiß nicht, bevor in den meisten dieser Staaten und Bewegungen demokratisch-populistische Gruppen die Führung übernommen haben, zusammenfassen lassen. Da beide Weltmächte — auf der einen Seite die USA als bisherige Führungsmacht des imperialistischen Monopolkapitalismus, auf der anderen die UdSSR als das führende Land der Staatenwelt der bürokratischen Entwicklungsstufe sozialistischer Planungswirtschaft — im internationalen Maßstab für

einen längeren Zeitabschnitt als antagonistische Pole funktionieren, ist es unvermeidlich, daß beide an diesen Widersprüchen interessiert sind und daß sie einerseits bestimmten Gruppierungen gleichsam als Richtpunkt dienen, andererseits in sie hinein — sei es in dieser, sei es in jener Weise — intervenieren. Dabei sind um dieser Grundposition willen generell die USA der Katalysator reaktionärer oder konservativer, die UdSSR derjenige der progressiven und populistischen Tendenzen (und das aufsteigende China, das gegenwärtig seine Dank der Machtgleichgewichts von heute wegen der Export-Notwendigkeiten der kapitalistischen Welt nicht aussichtslose NEP-Ökonomie mit einer Außenpolitik des völlig bedenkenlosen opportunistischen Pragmatismus koppelt, jongliert in diesem labilen Zusammenhang auf dieser Basis).

Die afghanische Frage ist meines Erachtens nur von dieser Problematik aus zu verstehen. Zu einer vollen wissenschaftlichen und politischen Analyse der gegenwärtigen Situation Afghanistans sind wir in Westdeutschland mangels geeigneter Information nicht in der Lage; die offiziöse Unterrichtung der westdeutschen Öffentlichkeit steht voll im Zeichen der amerikanischen abstrakt anti-sowjetischen Interessen, wie es übrigens zu Beginn eines jeden schweren Konflikts in der gesamten sogenannten Dritten (bzw. Vierten) Welt stets der Fall gewesen ist, solange derartige anti-progressive (und anti-sowjetische) Legenden nicht eindeutig durch die wirkliche Entwicklung widerlegt worden waren. Die wichtigsten, mit besserer Sachkenntnis ausgestatteten Ansatzpunkte einer Beurteilung der gegenwärtigen Situation scheinen mir der sozialdemokratische Staatsrechtslehrer Norman Paech, der das Land bereits vor der Revolution von 1978 gekannt hat, in verschiedenen kurzen Berichten (u.a. in den »Blättern zur deutschen und internationalen Politik«) und ferner ein kurzer Aufsatz im letzten Heft von »Konkret« zu bieten.

Daß — im Gegensatz zur herrschenden Meinung der Publikationsmittel, der »staatstragenden« Parteien und der Regierung der BRD — die »Freiheitskämpfer« gegen die Regierung und die sowjetischen Interventionstruppen in Afghanistan eine merkwürdige Variante des »Selbstbestimmungsrechts der Völker« und potentieller »Demokratien« verkörpern, wird schon aus den (meist nur »zwischenzeitlichen«) Mitteilungen auch der hiesigen Presse über deren terroristischen Kampf gegen die Schulen und gegen jeden Versuch der Erweiterung von Wissen und Freiheitsrechten der Frauen dieser Helden und in der Abwehr der drohenden »Expansion bolschewistischer Weltherrschaft« erkennbar. Wie dem auch sei (denn dadurch wird ja noch nicht genügend darüber ausgesagt, ob und inwieweit die gegenwärtig in Kabul regierende Intellektuellen-Fraktion um Karmal und die UdSSR, die sie durch ihren Eimarsch stützt, strategisch und taktisch richtig verfahren), die gegenwärtige Situation in diesem Lande hat zwar eine vorübergehende propagandistische Einheit breiter (im übrigen in sich extrem widersprüchlicher) Kräfte »des« Islam gegen die UdSSR geschaffen, aber kaum eine langfristig existente. Nur schwerwiegende Fehler der sowjetischen Außenpolitik könnten diese Lage verändern. Sie sind natürlich keineswegs unmöglich;



denn auch in der UdSSR steht nun einmal der rationalisierenden Tatsache, daß sie, mit welchen Verzerrungen auch immer, ein sozialistischer Staat ist, die irrationalisierende Tatsache gegenüber, daß sie ein Machtstaat ist (und so lange es monopolkapitalistische Machtstaaten gibt, auch bleiben muß), die sie häufig zu Fehlkalkulationen drängt.

**Zu Frage 4:** Die jüngste internationale Entwicklung, die als Konsequenz der ökonomischen Krise (und der agitatorischen »Notwendigkeit« des Präsidenten-Wahlkampfes) zur verschärften Überbetonung der Rüstungsproduktion und zur Rückkehr zu den größten Formen des »kalten Krieges« geführt hat (deren Anheizungsinstrument u.a. auch das Afghanistan-Problem ist), hat die objektiven Differenzen zwischen den realen Interessen der meisten großen internationalen Monopole und denjenigen der USA auf der einen Seite und vielen großen nationalen Monopolen der BRD und Frankreichs (und also auch ihrer Regierungen) auf der anderen Seite vergrößert, vergrößert und nicht verkleinert. Denn vom Standpunkt keineswegs nur der Bevölkerung, sondern auch großer Teile des Monopolkapitals Europas aus gesehen ist es leichter einsehbar, daß eine Politik der Abenteuer, die im atomaren Krieg enden kann, eher für Europa den sicheren totalen Selbstmord enthält, als für die von schweren Krisen bedrohten Monopole der USA. Insbesondere für die bundesrepublikanischen Monopole (teilweise auch für die Frankreichs) sind die unmittelbar einsichtigen Export-Interessen als Motivation zu berücksichtigen (wie die jüngsten Verhandlungen zwischen der UdSSR und der BRD gezeigt haben). Jedoch steht der offenen und vollen Betonung dieses Widerspruchs noch immer die Furcht des Monopolkapitals in allen seinen Fraktionen und der Regierungen entgegen, daß die Existenz sozialistischer Staaten und vor allem einer sozialistischen Weltmacht (und das erst recht in einer Krise oder in einer Stagnationsperiode) die abhängig arbeitenden Klassen ihrer eigenen Länder ermutigen könnte, zur Änderung der sozio-ökonomischen Situation in ihren Ländern vorzustoßen, sobald man den »Schutz« der USA und die antikommunistische Ideologie der Periode nach 1945 mindert. Diese Situation wird immer wieder durch die reale Politik der europäischen NATO-Länder gespiegelt. Jede neue Rüstungswelle und auch jede neue Welle anti-sowjetischer Außenpolitik wird durch die USA, nicht aber durch Frankreich oder die BRD, initiiert. Sie wird von ihnen nur zögernd, aber dann am Ende eben doch mitgemacht. So war es bei der (real extrem gefährlichen) Mittelstreckenraketen-Entwicklung und -Stationierung, so war es dann wieder beim bloßen Propaganda-Fetisch des Olympia-Boykotts (wenn auch hier am Ende nur noch von seiten der BRD). Diese Interessen-Divergenz wird sich tendenziell nicht mindern, sondern wachsen, wenn es nur in den nächsten Jahren gelingt, Katastrophen zu vermeiden, und wenn es gelingt, die Organisationswelt der Klasse der abhängig Arbeitenden zur Einsicht in ihre eigenen Interessen und also dahin zu führen, durch ihren Druck auf die herrschenden Klassen auch diese zu größerer unverhüllter Distanzierung gegenüber politischen (und militärischen)

Ansinnen der USA zu veranlassen. Die Auseinandersetzung um die Neutronenbombe hat gezeigt, daß eine solche Politik nicht aussichtslos ist.

*Zu Frage 5:* Die Politik der Bundesregierung ist leider in den letzten Jahren zwar nicht initiiierend anti-sowjetisch und rüstungsfördernd (wie einst unter den Regierungen der CDU/CSU) gewesen, aber stets nach anfänglichem »Schmolken« dem Druck der USA gefolgt. Die einzige Ausnahme bilden bisher die Außenhandelsprobleme, aber auch das nur in bestimmten Grenzen (und ohne daß es bereits sicher wäre, daß es dabei bleibt).

Das besondere Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten bietet die Chance, derartigen Druck auf die Bundesregierung zugunsten einer Politik der Entspannung wesentlich zu verstärken, wenn nur die Außenpolitik der DDR hier — wie bisher — klar, strategisch durchdacht und eventuell kompromißbereit verfährt. Denn jede Verengung der Beziehungen zwischen der Bevölkerung beider Staaten (die natürlich auch angesichts der besseren materiellen Lage der BRD gewisse Gefahrenmomente für die DDR enthält, die selbstverständlich von ihrer Regierung jeweils kalkuliert werden müssen) kann andererseits in der BRD als Hilfsmittel gegen die totale psychologische und politische Unterwerfung unter die Abenteurer-Positionen der USA genutzt werden.

Der Beitrag der Linken in der BRD ist durch diese Gesamtsituation vorgezeichnet. Sie muß (in stärkerem Maße als bisher) lernen, die anti-kommunistische Hysterie der offiziellen »öffentlichen« Meinung auch in außenpolitischen Fragen (wie jetzt zum Afghanistan-Problem) durch Erziehung zur kritischen Analyse aufzulösen. Sie muß in größerem Umfang als in den vergangenen Jahren den Druck ihrer selbständigen Parteien (wie der DKP und — teilweise — auch der »Grünen«) und Organisationen (sei es unmittelbar politischer Struktur, wie MSB, SHB, SDAJ, Offenbacher Büro etc., sei es mit begrenzter Zielsetzung, wie Anti-Imperialistisches Büro, BdWi, VdJ usw.) mit dem der Opposition in den »staatstragenden Parteien« gegen die schwankende Politik der Führung von SPD und FDP und der Bundesregierung gegenüber den sozialistischen Staaten und den Staaten und Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt« zugunsten einer konsequenten Politik der Abrüstung vereinen, indem sie sich beispielsweise für die Ablehnung eines jeden »Nachrüstungsvorhabens« einsetzt. Auch wer die UdSSR kritisiert, muß die Verständigung mit den sozialistischen Ländern fördern.

Die wichtigste Vorbedingung für eine solche Politik ist es, auch in der Gewerkschaftsbewegung die Identifikation eines Teiles ihrer Führung mit abstrakt anti-bolschewistischen und pro-»westlichen« Ideologien zurückzudrängen — auch in der afghanischen Frage.

**Detlev Albers**

**Zu Frage 1:** Der Vergleich Helmut Schmidts zwischen dem Juli 1914 und dem Frühjahr 1980 liefert gewiß weder für die damalige noch für die heutige Krise der internationalen Politik mehr als eine oberflächliche Metapher. Denn für beide Situationen vermeidet sie es, den jeweiligen Hauptverantwortlichen beim Namen zu nennen: 1914 die expansive Großmachtspolitik des deutschen Kaiserreichs und seiner herrschenden Klasse; 1980 die vom internationalen Großkapital mit den USA als wichtigster politisch-militärischer Operationsbasis ausgehende Strategie einer umfassenden Gegenoffensive gegenüber den international höchst bedeutsamen Teilerfolgen der fortschrittlichen Kräfte in den 70er Jahren. Zugleich aber sollte der subversive Gehalt des Bildes von Schmidt nicht übersehen werden. Bescheinigt hier doch selbst der Regierungschef des bisher engsten europäischen Verbündeten der USA dem Verhalten der westlichen Führungsmacht nicht nur ein gerüttelt Maß an politischer Blindheit, sondern auch an Mitverantwortung für die drohende Eskalation der internationalen Krise. So wenig die Wandlung des »Atlantikers« Schmidt vom »anglophilen« zum »frankophilen« als grundlegender Kurswechsel mißverstanden werden darf, so wenig sollte das hierin zum Ausdruck kommende, von den jüngsten Moskauer Gesprächen noch unterstrichene neue Element der partiellen Verselbständigung gegenüber den USA übersehen werden.

Über die Ursachen und Bedingungen der gegenwärtigen internationalen Krise wird kaum zu reden sein, wenn man nicht zumindest das Ineinandergreifen der folgenden Faktoren kurz- und langfristiger Wirksamkeit mit berücksichtigt: So gut wie sämtliche Länder des weltweit noch immer vorherrschenden kapitalistischen Systems verzeichnen spätestens seit der sog. Energiekrise 1973/74 eine massive Zunahme ihrer inneren, letztlich dem Fortbestehen ökonomischer Ausbeutungsverhältnisse geschuldeten Widersprüche. Da sich kein Staat dieser Entwicklung entziehen kann, führt schon allein das Andauern einer solchen Situation zu einer enormen Verschärfung der internationalen kapitalistischen Konkurrenz, zu immer neuen Ausbruchversuchen und Abwälzungsstrategien der jeweils stärksten Länder und zum entsprechenden Ausbluten der weder über konkurrenzfähige Produktivkräfte noch über unersetzliche Rohstoffe verfügenden Nationen. Gleichzeitig erweisen sich die sozialistischen Länder bis hin zur VR China, trotz zahlreicher Momente der Inadäquatheit ihrer politischen zur in rascher Entwicklung begriffenen ökonomischen und sozialen Struktur, als ein weltweit wirkendes Gegengewicht gegenüber den Vorherrschaftsbestrebungen einzelner imperialistischer Staaten. Allerdings hat sich unübersehbar auch die Vielfalt und teilweise Gegensätzlichkeit der sozialistische Entwicklungswege verfolgenden Länder erhöht, wobei sogar militärische Konflikte nicht mehr auszuschließen sind. Schließlich haben gerade im vergangenen Jahrzehnt die antiimperialistischen und antikolonialistischen Befreiungsbewegungen, von dem historischen Sieg in Vietnam über wichtige Teile Afrikas bis hin zu Nicaragua und

zum Iran, eine erhebliche Verlagerung der internationalen Kräfteverhältnisse zu ihren Gunsten bewirkt. Jede diese Herausforderungen hat schon lange vor den Konflikten um die iranische Geiselnahme und das militärische Eingreifen der Sowjetunion in Afghanistan zu verstärkten Versuchen der internationalen Reaktion geführt, bereits verlorene Bastionen zurückzuerobern, jedenfalls aber keine weiteren Geländeverluste, sei es in den Metropolen des alten Systems, sei es in der sog. Dritten Welt mehr hinzunehmen. Die Kompliziertheit der beiden zuletzt genannten internationalen Konflikte ergibt sich allerdings gerade daraus, daß sie unter gänzlich verschiedenen Konstellationen jeweils breiten Raum für Instrumentalisierungen von rechts bieten — oder, was nichts anderes ausdrückt, daß sie bei uns wie anderswo besonders schwierige Verarbeitungsbedingungen für die fortschrittlichen Kräfte liefern.

**Zu Frage 2:** Als Antwort drängt sich eine doppelte Fragestellung auf. In den vergangenen Jahrzehnten seit 1945 ist das Selbstbewußtwerden der ausgebeuteten und entrechteten Volksmassen in den unterentwickelt gehaltenen Ländern der Dritten Welt zum wichtigsten Ereignis des weltweiten Ringens um das Abstreifen der Fesseln kapitalistischer Produktionsverhältnisse geworden. In diesem Zusammenhang kommt dem — noch keineswegs endgültig gesicherten — Sieg der islamischen Revolution im Iran für die Gegenwart die Bedeutung einer Schlüsselrolle zu, die weit über die Grenzen dieses Landes hinaus geeignet ist, die Grundlagen der Machtverhältnisse zwischen der sog. Ersten und der Dritten Welt direkt zu beeinflussen. Beide Thesen seien im Folgenden kurz erläutert:

Den Vorrang des unter tausend nationalen, sozialen und kulturellen Besonderheiten wie unter Schaffung elementarster Voraussetzungen sich vollziehenden Vorankommens der antiimperialistischen Befreiungsbewegungen in Asien, Afrika und Lateinamerika für die Gegenwart zu betonen, heißt weder, die Aufbau- und zumindest objektive Absicherungsleistung der sozialistischen Länder zu unterschätzen, noch den »Stellungskrieg« der Arbeiterbewegung im Westen und die Bedeutung von endlich auch hier zu erringenden Durchbrüchen gering zu achten. Es heißt aber anzuerkennen, wo gegenwärtig die Hauptlast des Emanzipationskampfes unserer Epoche getragen wird. Das impliziert den Verzicht auf alle Formen eurozentristischer Beurteilungsmaßstäbe, verlangt Offenheit für die in diesen Bewegungen zutage tretenden neuen Entwicklungswege; aber es verlangt langfristig gerade auch von der Arbeiterbewegung im Westen die Bereitschaft, selbst unter Einbeziehung des eigenen Lebensstandards an der Ingangsetzung eines Generationen umspannenden Um- und Rückverteilungsprozesses zugunsten der Dritten Welt mitzuwirken.

Alle diese Probleme laufen derzeit wie in einem Brennglas im Kampf um den Ausgang der islamischen Revolution des Iran zusammen. Ohne jeden Zweifel ist es hier erst dem Aktivwerden breitester, islamisch inspirierter Volksmassen gelungen, in einem blutigen Bürgerkrieg die jahrzehntelang mit den modernsten technischen und militärischen Unterdrückungsinstrumenten ausgestattete Dikta-

tur des Schah-Regimes zu beseitigen. Wie bei allen großen revolutionären Bewegungen dieses Jahrhunderts sind gerade nach einem solchen Durchbruch die Grundfragen des Aufbaus einer neuen Gesellschaftsordnung, von der Organisation sämtlicher Bereiche der Staatsmacht bis hin zu jenen der Umsetzung revolutionärer Energie in kollektive Lernprozesse bei der Einübung neuer Formen direkt-demokratischer Entscheidungsrechte der Volksmassen, zu lösen und mit aller Entschiedenheit gegenüber jeglichen Einmischungsversuchen von außen zu schützen. Dies gilt um so mehr, wenn ein Land aus geostrategischen wie ökonomischen Gründen derart im Schnittpunkt gegensätzlicher Interessen der beiden Weltmächte liegt, eine solche Vielzahl nationaler und ethnischer Sonderinteressen auf neuer Grundlage vereinigen und schließlich eine nirgendwo sonst in gleicher Weise erprobte Verschmelzung schiitisch-islamischer und sozialistischer Zielsetzungen zustande bringen muß, um das Erbe der Vergangenheit zu überwinden, wie dies alles im heutigen Iran erforderlich ist.

Gemessen an diesen Schwierigkeiten liefern die bisher erkennbaren strategischen Konzeptionen des Revolutionsführers Khomeiny wie des Staatspräsidenten Bani Sadr in ihren wesentlichen Linien unbestreitbar einen wichtigen Beitrag für das fortschrittliche Gedankengut unserer Zeit. Gleichzeitig ist jedoch auch die Gefahr von Fehlentwicklungen immer wieder deutlich geworden, die sich beispielsweise aus dem Überhandnehmen von Abkapselungstendenzen und der Verbreitung konservativ-integralistischer Interpretationen des Islam ergeben können. So ist etwa die Geiselnahme des US-Botschaftspersonals in Teheran jenseits aller historisch begründeten Verständlichkeit ihrer Motive nicht nur als Bruch von Völkerrechtsnormen zu verurteilen; ebenso schwer wiegt die Gefahr, daß ihr Andauern das revolutionäre Regime in der Weltöffentlichkeit isolieren und damit für Gegenschläge der inneren und äußeren Reaktion anfälliger machen könnte.

**Zu Frage 3:** Daß sich die Befreiungsbewegungen und progressiven Regime in der Dritten Welt, deren Frontstellung zu den USA nach allen geschichtlichen Erfahrungen bisher unvermeidlich ist, vielfach zugleich in bewußter Unabhängigkeit zur Sowjetunion halten, ist grundsätzlich nichts Neues und erscheint gegenwärtig angesichts des internationalen Gewichts, das die Bewegung der Blockfreien erlangt hat, nur als die naheliegendste Entscheidung auf dem Wege zu wirklicher, politischer und ökonomischer Unabhängigkeit. Selbst jene Länder der Dritten Welt, die sich heute als enge politische Verbündete der Sowjetunion begreifen, wie Cuba und Vietnam, sind hierzu ursprünglich erst aufgrund der unmittelbaren Bedrohung bzw. Aggression durch die USA gelangt. Aus dem Bereich der islamisch und zugleich sozialistisch orientierten Nationen verfolgt beispielsweise Algerien seit langem einen entschiedenen Kurs der Blockfreiheit.

Dennoch ist die augenblickliche Frontstellung der islamischen Bewegung insgesamt, die ja neben ihrer fortschrittlich-revolutionären Strömung seit jeher auch feudalistisch-reaktionäre Instrumentalisierungen des Koran einschließt (in-

soweit mit der Berufung linker wie konservativer Positionen auf das Christentum vergleichbar), gegenüber der Außenpolitik der Sowjetunion nicht ohne deren Verhalten in der »afghanischen Frage« zu erklären. Da ich an anderer Stelle (zusammen mit Hans Alexy) eine ausführlichere Einschätzung der dortigen Entwicklung versucht habe, gehe ich auf deren Ablauf hier nicht näher ein (vgl. in diesem Heft, S.65ff.) Jenseits aller Kritik unter völkerrechtlichen Gesichtspunkten gehört es mit zum auf allen Feldern der internationalen Politik zu entrichtenden Preis für die von außen kommende, militärische Auswechslung und Stabilisierung eines linken Regimes, das nicht zuletzt aufgrund eigener Fehler in entscheidendem Maße an Rückhalt in der Bevölkerung verloren hatte, daß sich seitdem beispielsweise die iranische Revolution in einer viel schärferen Abgrenzung zur Sowjetunion entwickeln muß. Darüber hinaus droht ein Andauern der gegenwärtigen Situation in Afghanistan wie den übrigen islamischen Ländern zu einer Wiederherstellung des alten Gegensatzes zwischen weltlich-sozialistischen und islamisch-nationalen Zielvorstellungen zu führen — eine Entwicklung, die nicht nur den wertvollsten Teil der »iranischen Lektion« verschüttet, sondern auch die Chancen für das Ausgreifen auf neuen Bündnissen beruhender sozialrevolutionärer Massenbewegungen in der islamisch-arabischen Staatenwelt empfindlich beeinträchtigen müßte. Allein schon unter diesen Gesichtspunkten ist das baldige Zustandekommen einer politischen Lösung, die jede Form militärischer Intervention und Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes ebenso wie einen Triumph der afghanischen Reaktion ausschließt, von enormer internationaler Bedeutung.

**Zu Frage 4:** Kurzfristig haben sowohl die amerikanische Reaktion auf die Geiselnahme in Teheran wie auf die sowjetische Intervention in Afghanistan als Katalysator für eine gegenüber der Vergangenheit akzentuierte Selbständigkeit der internationalen Position Westeuropas gewirkt. Dahinter zeichnen sich in Umrissen zwei nicht unerheblich voneinander abweichende Varianten prokapitalistisch-westlicher Politik ab. Obwohl sich beide in der Verteidigung einer »freien Weltwirtschaftsordnung« samt den vielfältigen, hierin eingeschlossenen Verwertungsvorteilen für das westliche Großkapital einig sind, scheint die eine, tendenziell (west-)europäische Variante eher bereit, den Realitäten sich verändernder Kräfteverhältnisse und (auch ökonomischer) Unabhängigkeitsbestrebungen in der Dritten Welt Rechnung zu tragen. Dagegen setzt die andere, spätestens seit dem Korea-Krieg immer wieder von den USA praktizierte Variante unverhohlen darauf, Einbrüche in ihre internationale Interessensphäre notfalls mit militärischer Gewalt bis hin zum Risiko einer atomaren Eskalation zu unterbinden oder dies jedenfalls zu versuchen.

Dabei muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, gleich hinzugefügt werden, daß sich die heutige Zuordnung der beiden Spielarten prokapitalistisch-westlicher Politik keineswegs automatisch und widerspruchsfrei innerhalb der verschiedenen Länder ergeben hat. Für Westeuropa hat beispielsweise erst die Er-

fahrung nicht zu gewinnender Kolonialkriege, von Vietnam und Algerien bis nach Angola, Mocambique und Zimbabwe (ganz zu schweigen von der Niederlage der deutschen und japanischen herrschenden Klasse im von ihnen herbeigeführten 2. Weltkrieg) jenen größeren, auch heute noch keineswegs von allen Fraktionen der jeweiligen Monopolbourgeoisie akzeptierten Realismus gegenüber dem Aufbruch der Dritten Welt und der damit notwendig zu ihren Lasten gehenden Veränderungen der internationalen Politik bewirkt. Umgekehrt hatte die schwere Niederlage in Vietnam auch in den Vereinigten Staaten wenigstens zeitweilig zu einem Abrücken von der Politik des bedingungslosen Ausspiels der eigenen ökonomischen und militärischen Stärke geführt.

Trotz dieser Einschränkungen entspricht die genannte Differenz in der Verarbeitung internationaler Konflikte, wie sie in den zurückliegenden Monaten erstmals mit solcher Deutlichkeit zwischen den USA einerseits und der Bundesrepublik/Frankreich andererseits aufgetreten ist, nicht nur oberflächlichen und deshalb leicht wieder einzuebennenden Interessenunterschieden im westlichen Lager. Im Gegenteil: Für die westeuropäischen Staaten und insbesondere die Bundesrepublik ist die Fortführung von Entspannungspolitik und Kooperationsbeziehungen mit den osteuropäischen sozialistischen Ländern von lebenswichtiger, nicht zuletzt ökonomischer Bedeutung. Ihre für absehbare Zeit unaufhebbare Abhängigkeit von den Ölexporten der arabischen Länder muß ihnen den Rückgriff auf eine Politik der (imperialistischen) Stärke gegenüber diesen Nationen als ein existenzbedrohendes Risiko erscheinen lassen. Schließlich erhalten sie, wie die letzten 10 bis 15 Jahre zeigen, unter den Bedingungen relativ begrenzter internationaler Spannungen in vieler Hinsicht günstigere Voraussetzungen, um in der innerkapitalistischen Konkurrenz gegenüber dem partiell noch immer vorhandenen technologischen und auf das Produktionsvolumen bezogenen Vorsprung der US-Monopole aufzuholen. Dagegen läßt sich jedes dieser Argumente für die herrschende Klasse der Vereinigten Staaten tendenziell entgegengesetzt beantworten. Sie hat im gleichen Zeitraum an vielen Fronten schwere Einbußen hinnehmen müssen und kann sich bei Andauern der gegenwärtigen Konstellation, im Vorfeld einer neuen gravierenden internationalen Wirtschaftskrise, kaum irgendwo einen spürbaren, d.h. profitablen Entlastungseffekt zu ihren Gunsten versprechen. Am klarsten drückt sich das in dem oft gehörte Vorwurf von drüben aus, die USA müßten allein »die Last der Abschreckung« tragen, die Europäer wollten dagegen »nur die Vorteile der Entspannung genießen«.

Demgegenüber steht die westliche Linke vor einer doppelten Aufgabe. Sie muß einerseits in allen Ländern — unter Einschluß der Vereinigten Staaten — dafür kämpfen, daß unter den beiden prokapitalistischen Varianten zumindest die auf Konfrontation, Krisenverschärfung und Zurückdrehung der entstandenen weltweiten Kräfteverhältnisse setzende den kürzeren zieht. Sie muß sich andererseits klarmachen, daß die »realpolitische« von beiden im Hinblick auf ihre eigene sozialistische Perspektive wie auf die Solidarität mit den Völkern der Dritten Welt noch absolut unzulänglich ist. Zu den Kernpunkten ihrer, hier

nicht im einzelnen darstellbaren Alternativen müssen auf jeden Fall gehören: Gegenüber den Staaten des Warschauer-Pakts hat etwa der Kampf für die schnellstmögliche Durchbrechung des Rüstungswettlaufs auch die Bereitschaft zu im einzelnen genau kalkulierten ersten Schritten des Westens einzuschließen. Im Verhältnis zu den Ländern der Dritten Welt wurden zentrale Forderungen schon in der Antwort zu Frage 2 angedeutet: Eintreten für eine neue Weltwirtschaftsordnung, die effektive Umverteilungsprozesse zugunsten der unterentwickelt gehaltenen Länder garantiert, Unterstützung der Bewegung der Blockfreien, Abwehr jeglicher Eingriffe in das Selbstbestimmungsrecht dieser Nationen. Vor allem aber gehört dazu die Öffnung eines demokratischen, ausschließlich an den fortschrittlichen Traditionen des eigenen Landes orientierten Wegs zum Sozialismus in den kapitalistischen Zentren und die gegenseitige Unterstützung und Absicherung hierauf gerichteter Bestrebungen in den einzelnen westlichen Ländern.

**Zu Frage 5:** Die bisherigen Überlegungen erlauben bereits annäherungsweise eine Aussage über die Politik der Bundesregierung in der aktuellen internationalen Situation. Sie ist in einigen wichtigen Punkten — mit der Moskau-Reise Helmut Schmidts als bisherigem Höhepunkt — auf die zweite der oben skizzierten Varianten eingeschwenkt. Dabei sind als untereinander gegenläufige Tendenzen zu berücksichtigen, daß sich die Bundesrepublik einerseits — als zwangsläufiges Ergebnis ihrer Entstehungsgeschichte — erst einmal aus einer besonders engen Abhängigkeit von den USA, der jahrzehntelang unbestrittenen westlichen Führungsmacht, herauslösen muß. Andererseits hat gerade das westdeutsche Großkapital besonderen Vorteil aus der internationalen Konstellation der 70er Jahre mit ihrer überwiegenden Tendenz zur Verminderung starrer Blockbildungen und zur Herausbildung eher polyzentrischer Entscheidungsstrukturen gezogen. Zudem ist die Bundesrepublik gegenwärtig das einzige größere westeuropäische Land, in dem die organisierte Arbeiterbewegung maßgeblich an der Regierung beteiligt ist. Nicht zuletzt dürfte auch die in letzter Zeit spürbare Klimaverbesserung zwischen den beiden deutschen Staaten dazu beitragen, breiten Schichten der Bevölkerung die Vorzüge der »realpolitischen« gegenüber der entspannungsfeindlichen Variante der Außenpolitik deutlich zu machen. Gelingt es daher bei den kommenden Bundestagswahlen, dem aggressiv-konservativen Block der CDU/CSU unter Franz Josef Strauß eine Niederlage zuzufügen, erscheint eine weitere Fortführung des bisher erst in Ansätzen erkennbaren, selbständigen »europäischen« Kurses durchaus möglich.

Die an sozialistischen Zielsetzungen orientierte Linke der Bundesrepublik wird die in der Antwort zu Frage 4 dargestellte Doppelaufgabe unter den erschwerten Bedingungen eines immer noch verhältnismäßig geringen gesamtgesellschaftlichen Rückhalts anzugehen haben. Auf Schritt und Tritt wird sie den in der offiziellen Regierungspolitik ständig präsenten Gefahren des Rückfalls bzw. des Fortsetzens spannungsverschärfender internationaler Kapitalstrate-



gien, vom Abenteuer der sog. Türkei-Hilfe an die dortige Reaktion bis zum Wirtschaftsboykott des Iran und möglichen Vergeltungsmaßnahmen gegenüber den dort vorgenommenen Nationalisierungen, entgegenzutreten müssen. Gleichzeitig aber wird sie sich als bewußter Teil der westlichen Arbeiterbewegung verstärkt darum bemühen müssen, sozialistische, innergesellschaftliche und außenpolitische Krisenantworten verbindende Alternativkonzepte auszuarbeiten und deren Realisierung in Angriff zu nehmen.

### Josef Schleifstein

**Zu Frage 1:** Dieser Bezug scheint mir nur in einer Hinsicht vertretbar zu sein, nämlich im Zusammenhang mit der Gefährdung des im letzten Jahrzehnt in Gang gekommenen Entspannungsprozesses, mit den gestiegenen Gefahren in der internationalen Politik, die durch den entspannungsfeindlichen Kurs der Carter-Administration ausgelöst wurden. Ansonsten hinkt dieser geschichtliche Vergleich in nahezu jeder Hinsicht. Es stehen sich heute nicht zwei imperialistische Machtblöcke gegenüber, die — getrieben durch ökonomische und politische Expansionsinteressen — die Lage verschärfen und den Krieg bewußt einkalkulieren. Vielmehr unternehmen die sozialistische Staatengemeinschaft und die Sowjetunion nach wie vor alles, was in ihren Kräften steht, um einen Krieg zu verhindern und den Entspannungsprozeß fortzusetzen und zu vertiefen. Die gefährlichen Aspekte in der internationalen Situation gehen eindeutig auf die Politik des USA-Imperialismus zurück. Nicht die afghanische Revolution und die Hilfe der Sowjetunion für das revolutionäre Afghanistan stehen am Beginn dieser erhöhten Spannungen in der Welt, sondern Maßnahmen und Ereignisse, wie das auf Initiative der USA im Mai 1978 von der NATO verabschiedete Langzeitrüstungsprogramm bis zu den neunziger Jahren, das u.a. eine jährliche reale Erhöhung der Rüstungsbudgets der NATO-Länder um mindestens drei Prozent vorsieht; ferner der NATO-Beschluß vom Dezember 1979, der die Produktion und Stationierung neuartiger amerikanischer Mittelstreckenraketen in den Ländern Westeuropas vorsieht; weiter die nach dem Sturz des Schah-Regimes im Iran von den führenden Repräsentanten der USA wiederholt abgegebenen Erklärungen, die die Region des Persischen Golfs zur »Sicherheitszone« der USA deklarieren und die zu diesem Zweck geschaffene »Eingreiftruppe« von mehr als 100000 Mann; dazu gehören schließlich die bewußte Verschleppung der Unterzeichnung des Salt II-Abkommens durch die USA und die von der Carter-Administration mit zunehmend demonstrativen und provozierenden antisowjetischen Intentionen gespielte »chinesische Karte«. Dies sind nur einige der wichtigen Meilensteine, die als die wirklichen Ursachen für die Verschärfung der internationalen Spannungen zu nennen wären. Man muß hinzufügen, daß der NATO-Beschluß zur Stationierung amerikanischer Mittelstreckenrake-

ten in Westeuropa vom Dezember 1979 bekanntlich die aggressive Antwort auf einen praktischen Entspannungsschritt der Sowjetunion war, nämlich die Ankündigung L.I. Breschnews vom 6. Oktober 1979 in Berlin (DDR), einige sowjetische Truppenverbände aus der DDR abzuziehen und seinem Verhandlungsangebot über die Verlegung sowjetischer Raketen vom europäischen Territorium der UdSSR. Nichts könnte deutlicher demonstrieren, daß Afghanistan nur als der große Vorwand dient. Das internationale Kräfteverhältnis ist natürlich in keiner Weise vergleichbar mit der Weltsituation von 1914. Im Unterschied zu damals existieren heute starke sozialistische Staaten, machtvolle antiimperialistische Befreiungsbewegungen, viele friedliebende Länder in der sogenannten Dritten Welt. Auch in den kapitalistischen Ländern stößt der Kurs der Verschärfung der internationalen Spannungen und der Rückkehr zum kalten Krieg auf wachsenden Widerstand, und zwar nicht nur in der Arbeiterbewegung. Es ist also durchaus möglich, den unberechenbaren und abenteuerlichen Kurs eines Carter und eines Brzezinski, der am Ende sogar Außenminister Vance solchen Schrecken einjagte, daß er es vorzog, zurückzutreten, zum Scheitern zu bringen.

**Zu Frage 2:** Diese Frage ist äußerst kompliziert und läßt sich kaum in einem kurzen Überblick beantworten. Hier wäre eine sehr differenzierte Analyse nicht nur der einzelnen Regionen, sondern sogar der einzelnen Länder notwendig, da der Entwicklungsstand, der Charakter, die Ziele der Bewegungen äußerst unterschiedlich sind. Von der weltpolitischen Bedeutung her kann der Zusammenbruch des imperialistischen Kolonialsystems nach dem zweiten Weltkriege und das wachsende Gewicht antiimperialistischer Staaten und Befreiungsbewegungen in Asien, Afrika, Lateinamerika gar nicht überschätzt werden. Nimmt man nur die letzten Jahre, so haben die antiimperialistischen Kräfte dieser Länder und Regionen große und unumkehrbare Siege und Erfolge errungen: der Sieg Vietnams über die barbarische Aggression des US-Imperialismus ist von weltgeschichtlicher Bedeutung; die Erfolge der Befreiungsbewegungen Afrikas in Angola, Mozambique, Äthiopien, Zimbabwe haben die Entwicklung in Afrika tiefgehend beeinflußt und insbesondere dem Befreiungskampf des Volkes gegen das rassistische Regime in Südafrika großen Auftrieb gegeben; die Revolution in Nicaragua, die Entfaltung des demokratischen Massenkampfes in San Salvador und anderen lateinamerikanischen Ländern sind ein Beweis für das Wachstum der revolutionären Kräfte auf dem Kontinent, das auch durch die brutale Niederschlagung der chilenischen Revolution auf die Dauer nicht zu unterdrücken war.

Selbstverständlich gehört die »islamische Revolution« zu den antiimperialistischen Befreiungsbewegungen. Nur muß man sich fragen, ob es überhaupt *eine*, oder ob es nicht vielmehr sehr viele unterschiedliche islamische Revolutionen gibt, und man muß obendrein — das halte ich für mindestens ebenso wichtig — sich klar machen, daß es auch eine islamische (mit der Religion des Islam begründete) Konterrevolution, feudale und kapitalistische Reaktion gibt. Ohne ei-

ne genaue Analyse der Klassengrundlage, der sozialen Basis, der ökonomischen und politischen Ziele der islamischen Bewegungen in den verschiedenen Ländern ist ein objektives Bild nicht zu gewinnen. Das Banner des Islam wird heute — und das ist ja historisch absolut nichts Neuartiges, es geschah mit dem Christentum in den frühbürgerlichen Revolutionen Europas im 16. und 17. Jahrhundert ebenso — von den gegensätzlichsten und unterschiedlichsten Klassenkräften für ganz verschiedene und entgegengesetzte Ziele benutzt, und auf die eine oder andere Weise lassen sich diese Ziele mit Texten aus dem Koran stützen. Den Islam als ideologische Grundlage ihrer sozialen und politischen Bestrebungen beanspruchen sowohl die antiimperialistischen, antifeudalen, national- und revolutionärdemokratischen gesellschaftlichen Kräfte in Syrien und Algerien, in der Demokratischen Volksrepublik Jemen und Afghanistan, in Libyen und im Iran, wie die feudal-theokratischen, erzreaktionären und konterrevolutionären Kräfte in Saudi-Arabien oder Kuwait, in Pakistan oder die von der gesamten kapitalistischen Reaktion in der Welt so gefeierten »moslemischen Freiheitskämpfer« in Afghanistan. Nur eine konkrete Analyse der diese Bewegungen (oder Regimes) tragenden Klassenkräfte, ihrer ökonomischen, politischen, sozialen Praxis und Ziele vermag uns zu zeigen, ob sie eine historisch progressive oder reaktionäre Rolle spielen. Und das kann, wie die Entwicklung im Iran zeigt, oft auch ein widersprüchliches Bild sein, je nachdem welche Aspekte man beurteilt.

**Zu Frage 3:** Die Frage scheint mir nicht richtig gestellt. So etwas wie *die* islamische Bewegung gibt es nicht, wie ich versucht habe, darzulegen. Man muß also genau unterscheiden, *welche* islamische Bewegung man meint, und muß sich dann fragen, warum sich die einen gegen die USA, und warum sich andere gegen die Sowjetunion wenden. Denn eine Identität, eine Deckungsgleichheit der Interessen und Anschauungen wird man hier keineswegs finden. Alle in irgendeinem realen Sinne antiimperialistischen und demokratischen Regimes und Bewegungen der moslemischen Welt wenden sich gegen die USA, und zwar gegenwärtig hauptsächlich aus zwei Gründen: erstens wegen der Rolle der USA als entscheidende Stütze und Helferin des Schah-Regimes und als Feind der iranischen Revolution; zweitens wegen der Unterstützung der aggressiven Rolle Israels durch die USA und wegen ihres Versuchs, durch das Abkommen von Camp David den außer Ägypten in den Konflikt mit Israel verwickelten arabischen Ländern (Syrien, Jordanien, dem palästinensischen Volk) einen ungerechten Frieden aufzuzwingen. In dieser Frage konnten nicht einmal die reaktionärsten Feudalregimes in den arabischen Ländern es wagen, die USA zu unterstützen und das Abkommen von Camp David gutzuheißen.

Andererseits haben sich islamische Länder, der Iran eingeschlossen, gegen das revolutionäre Regime in Afghanistan gewandt und gegen die militärische Unterstützung, die es von der Sowjetunion erhält. Nicht zuletzt sind dies Regimes wie das in Pakistan, von wo aus die gegen Afghanistan gerichteten konterrevolutionären moslemischen Kräfte operieren, und ähnlich reaktionäre Staaten und po-

litische Kräfte. Im Iran ist es offensichtlich ein Flügel der schiitischen Geistlichkeit, der auf das Geschrei der antisowjetischen und die afghanische Revolution mit Mißtrauen betrachtenden Kräfte hereingefallen ist. Die amerikanischen Boykottmaßnahmen haben hier das Ihre getan. Sie haben jetzt (Mitte Juni) auch die iranische Regierung veranlaßt, mit der Sowjetunion über eine enge wirtschaftliche Zusammenarbeit zu verhandeln und die Beziehungen zu ihr zu überdenken. Was aber andere progressive islamische Länder und Bewegungen betrifft, so haben sie auf der Außenministerkonferenz in Damaskus ausdrücklich davor gewarnt (Syrien, Algerien, die Demokratische Volksrepublik Jemen, der Libanon, die Vertreter der PLO) durch den »künstlich entfachten Rummel« um die afghanischen Ereignisse eine Untergrabung der freundschaftlichen Beziehungen der arabischen Völker mit der Sowjetunion zuzulassen.

Was den »islamischen Widerstand« in Afghanistan betrifft, so müßte man genau bestimmen, welche sozialen Kräfte hinter diesem Widerstand stehen. Es sind zweifellos feudal-reaktionäre Kräfte des vorrevolutionären Regimes, die allerdings imstande waren, religiöse und nationale Gefühle eines Teils der Bevölkerung zu mißbrauchen und gegen das revolutionäre Regime zu mobilisieren. Organisiert wird dieser Widerstand auf pakistanischem Boden, bewaffnet wird er von den USA und China, finanziert von Saudi-Arabien. Es ist bezeichnend für die skrupellose Verfälschung aller Tatsachen über die afghanischen Ereignisse, daß keine einzige der »seriösen« überregionalen Zeitungen der Bundesrepublik es wagte, den Bericht der »Neuen Züricher Zeitung« vom 15. Januar 1980 zu zitieren, in dem diese Tatsachen bereits allesamt festgestellt waren und worin der »Plan« als (nunmehr) gescheitert dargestellt wurde, von den Trainingslagern in Pakistan her, im Januar oder Februar Fallschirmtruppen über Kabul und anderen Städten landen zu lassen. Auf der anderen Seite wird ebenso zielbewußt verschwiegen, daß die jetzige afghanische Regierung eine enge Zusammenarbeit mit der moslemischen Geistlichkeit anstrebt und daß es auf diesem Wege bereits Fortschritte gibt, ebenso wie die Regierung die Maßnahmen korrigiert hat, die religiöse Gefühle und Anschauungen in der bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerung verletzen könnten.

**Zu Frage 4:** Die herrschenden Kreise der USA haben den von ihnen entfachten demagogischen Lärm um die afghanischen Ereignisse nicht nur benutzt, um den bereits eingeleiteten Rüstungskurs und eine entspannungsfeindliche Politik zu kaschieren. Sie gebrauchen ihn auch, um einen allseitigen und massiven Druck auf alle ihre Verbündeten auszuüben und den eigenen Führungsanspruch innerhalb der NATO und in der kapitalistischen Welt überhaupt in einer Weise geltend zu machen, wie dies seit den Jahren des »kalten Krieges« nicht mehr der Fall war. Dies ist vor allem charakteristisch für den Versuch der USA, die westeuropäischen Länder und Japan auf Vordermann zu bringen und es geschieht auf militärischem, politischem und ökonomischem Gebiet. Erinnert sei an den Druck in der Frage der Mittelstreckenraketen; an die Versuche, in allen verbün-

deten Ländern einen Boykott der Olympischen Spiele in Moskau durchzusetzen; an die verzweifelten Bemühungen, die westeuropäischen Staaten und Japan zu ähnlichen Vertragsbrüchen und Boykottmaßnahmen im Handel mit der Sowjetunion zu veranlassen, wie sie Carter selbst in den USA dekretierte; schließlich an das Bestreben, »Solidarität« selbst noch für den abenteuerlichen Versuch einer militärischen Befreiung der Geiseln im Iran zu erreichen.

Nun ist allerdings die Wirkung all dieser Bemühungen der USA-Regierung in den verschiedenen westeuropäischen Ländern und auf die verschiedenen politischen Kräfte unterschiedlich. Die rechten, reaktionären, entspannungsfeindlichen Kräfte in einigen westeuropäischen Ländern haben diesen Kurs enthusiastisch begrüßt, weil sie ohnehin alles für richtig und nachahmenswert halten, was antisowjetisch ist, was psychologische »Argumente« für die Verschärfung des Rüstungskurses in ihren eigenen Ländern und für die Rückkehr zum kalten Krieg in der internationalen Politik liefern könnte. Uns in der Bundesrepublik wird dies durch die Herren Strauß und Kohl täglich an den Bildschirmen auf drastische Weise demonstriert. Aber auch in der konservativen »eisernen Lady« in Großbritannien, bei Mrs. Thatcher und ihrer Regierung, fand die Politik Carters gehorsame Nachahmer. (Auf die bundesdeutsche Regierungspolitik wird gesondert einzugehen sein.) Andererseits wurde sichtbar, daß die französische Politik, selbst unter einer konservativ-liberalen Regierung nicht bereit ist, den irrationalen Kurs der Carter-Administration mitzumachen, daß sie ihm vielmehr ernstes Mißtrauen entgegenbringt und bestrebt ist, wie insbesondere das Treffen Giscard d'Estaings mit Breschnew in Polen bewies, eine weitere Verschärfung der internationalen Lage zu vermeiden und an der Entspannungspolitik mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten festzuhalten. Soweit sie die unmittelbaren ökonomischen Interessen berührten, stießen die Boykottvorschläge der USA-Regierung in den meisten westeuropäischen Ländern nur auf wenig Gegenliebe und in der Frage des Olympia-Boykotts blieb die Bundesrepublik in Westeuropa völlig isoliert, obwohl sie sich bereits als der große Signalgeber für die anderen aufspielte. Überhaupt ist deutlich geworden, daß die politischen Kräfte in Westeuropa nicht zu unterschätzen sind, die die Politik der Carter-Administration ablehnen.

**Zu Frage 5:** Ich würde die Politik der sozialliberalen Bundesregierung in dieser Situation als äußerst widerspruchsvoll bewerten. Auf keinen Fall bringt sie die tatsächlichen nationalen Interessen des Volkes der Bundesrepublik im Sinne einer eigenständigen, den Gefahren adäquaten und die Friedensinteressen über alles stellenden Politik zum Ausdruck. In den entscheidenden Fragen der internationalen Politik ist die sozialdemokratisch geführte Regierung noch immer bereit, sich als der beste Verbündete der USA zu »bewähren«, wie gefährlich und absurd auch die Schritte und Vorschläge sein mögen, die von dort kommen. Am verhängnisvollsten nicht nur für die Bundesrepublik, sondern für ganz Westeuropa, war die Vehemenz und die Schnelligkeit, mit der die Regierung Schmidt-

Genscher sich für die Verabschiedung des NATO-Beschlusses zur Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen im Dezember vorigen Jahres stark gemacht hat, wobei sie alle Register zog, um Druck auf die kleineren west- und nordeuropäischen NATO-Partner auszuüben und besonders die sozialdemokratischen Parteien dieser Länder umzustimmen. Dabei mußte man wissen, daß dieser Beschluß eine neue bedrohliche Runde des Rüstungswettlaufs einleiten würde und daß er die Sicherheit der Bundesrepublik und derjenigen westeuropäischen Länder, die die geplanten Pershing II und Cruise Missiles auf ihrem Territorium zu stationieren bereit sind, keineswegs erhöhen kann. Der Widerstand, der in der SPD gegen diese Politik der Bundesregierung laut wurde, ist regelrecht niedergewalzt worden. Es ist bekannt, daß die für den Beschluß immer wieder ins Feld geführte militärstrategische Doktrin vom »atomaren Schutzschild« der USA für die westeuropäischen Länder selbst von führenden amerikanischen Politikern bezweifelt wird. Der frühere USA-Außenminister Henry Kissinger erklärte im September 1979 in einer Rede in Brüssel: »... Deshalb möchte ich sagen, was ich vielleicht als Amtsträger nicht sagen würde, unsere europäischen Verbündeten sollten uns nicht ständig bitten, strategische Zusicherungen immer wieder zu wiederholen, die wir eigentlich nicht so meinen können, oder wenn wir sie meinen, möglichst nicht einlösen sollten, weil wir, wenn wir sie einlösen, die Zerstörung der Zivilisation riskieren ...« Mit Recht hat der Liberale William Borm in der Theodor-Heuß-Akademie in Gummersbach (April 1980) den NATO-Beschluß als »die Abkoppelung des potentiellen europäischen Kriegsschauplatzes vom Heiligtum des US-Territoriums« bezeichnet. Was für den NATO-Beschluß gilt, trifft auch für die Haltung der Bundesregierung in der Frage des Olympiaboykotts zu, für die weitere Erhöhung des Militärbudgets gemäß den von der US-Regierung geäußerten Wünschen und für andere Beweise der sogenannten Bündnistreue. Es ist aber absolut nicht einzusehen, warum die Bundesregierung amerikanischer sein muß als der frühere Außenminister Cyrus Vance, der nicht länger bereit war, den abenteuerlichen Kurs Carters mitzumachen. Alle Linken in der Bundesrepublik sollten auch darüber nachdenken, daß sich in diesen zentralen Fragen der internationalen Politik in der Bundesrepublik wie von selbst eine Gemeinsamkeit von Strauß bis zu Schmidt und Brandt bereits ergeben hat.

Natürlich ist nicht zu übersehen, daß die Bundesregierung im Interesse ihrer eigenen Selbsterhaltung — in wenigen Monaten sind Wahlen — und auch weil die Vertragspolitik mit den sozialistischen Ländern Tatsachen geschaffen hat, die nur schwer rückgängig zu machen sind, sich gegen exzessive Scharfmacher wendet, daß sie ihr Bekenntnis zur Entspannungspolitik und ihre Verhandlungsbereitschaft bekundet. Das trifft auch zu für das Verhältnis zur DDR. Zweifellos ist diese Bereitschaft wichtig als atmosphärisches Moment und weil sie gegen eine weitere Zuspitzung der Situation gerichtet ist. Aber die Linke in der Bundesrepublik kann und darf dies keineswegs als ausreichend betrachten. Sie muß ihre Anstrengungen, vor allem im gemeinsamen außerparlamentarischen Kampf,

darauf richten, eine Abkehr von dem fatalen NATO-Beschluß zur Stationierung der neuen amerikanischen Mittelstreckenraketen und eine vom US-Imperialismus unabhängige, eigenständige, der geographischen und politischen Situation der Bundesrepublik an der Nahtstelle der beiden Bündnissysteme wirklich gerecht werdende Friedenspolitik zu erreichen.

### **Karsten D. Voigt**

**Zu Frage 1:** Natürlich könnte man auch begründete Einwände gegen Helmut Schmidts Vergleich der Situation heute mit der internationalen Politik vor dem 1. Weltkrieg formulieren. Trotzdem ist erst durch diesen Vergleich vielen Bürgern klar geworden, wie ernst die internationale Lage tatsächlich ist und daß weniger ein Überraschungsangriff aus dem heiteren Himmel, sondern langfristige politische, militärische, technologische und ökonomische Entwicklungsprozesse, verbunden mit langfristigen und akuten Krisen zu einem neuen Weltkrieg führen könnten. Ich halte kurzfristig aufgrund der Krisen im Iran und in Afghanistan regionale militärische Konflikte nach wie vor für möglich, einen Weltkrieg aber für äußerst unwahrscheinlich. Aus einer Kombination der Verschärfung des Nord-Süd-Konfliktes mit einer Verschlechterung der Ost-West-Beziehungen, aus der Kombination eines unkontrollierten Rüstungswettlaufs zwischen Ost und West und einer Militarisierung der Länder der Dritten Welt, verbunden mit der rasanten Entwicklung neuer Waffentechnologien, wächst längerfristig das Weltkriegsrisiko bedrohlich. Es kann nur durch politisches Engagement und veränderte politische Strukturen und ein größeres Maß an internationaler Kooperation überwunden werden. Die militärische Situation der Sowjetunion hat sich in den letzten Jahren so sehr verbessert, daß sie heute den Vereinigten Staaten im Großen und Ganzen ebenbürtig ist. Es fällt den Vereinigten Staaten schwer, diese Ebenbürtigkeit zu akzeptieren. Die Vereinigten Staaten würden ihrerseits nie eine militärische Überlegenheit der Sowjetunion hinnehmen. Eine der Ursachen für den Stimmungsumschwung in den USA zugunsten höherer Verteidigungsausgaben ist der Tatbestand, daß die Sowjetunion nach dem Sturz des Schah-Regimes ihre regionale militärische Überlegenheit im Mittleren Osten dann auch militärisch beim Einmarsch in Afghanistan voll genutzt hat, ohne dort in der Region den Einsatz eines ebenbürtigen Gegners fürchten zu müssen.

Die Sowjetunion ist objektiv an einer Verringerung ihrer Rüstungslasten interessiert. Sie verfolgt international aber zur Zeit eine Politik, in der die militärischen Mittel ihrer Außenpolitik an Bedeutung zu gewinnen scheinen. Auch wenn sie defensiv motiviert sein sollten, wirken ihre Schritte offensiv. Die Sowjetunion verstärkt durch diese Politik gerade die Isolierung, die Einkreisung und den Rüstungswettlauf, vor der sie sich offensichtlich am meisten fürchtet. Ohne Scheu, sondern mit Nachdruck sollte die europäische demokratische Lin-

ke ihre eigenständigen außen-, sicherheits- und abrüstungspolitischen Analysen, Ziele und Strategien gegenüber sowjetischen und auch gegenüber amerikanischen Gesprächspartnern vertreten. Die europäische demokratische Linke sollte auch gegenüber der Sowjetunion eigenständig, beharrlich und konstruktiv zugleich auftreten, d.h. ihr kooperative Wege aus den außen- und sicherheitspolitischen Fehlentwicklungen und Sackgassen zeigen, in die die Sowjetunion geraten ist, ohne sich dabei zum Handlanger sowjetischer außen- und sicherheitspolitischer Interessen und Zielsetzungen machen zu lassen und ohne einen Wohlverhaltensdruck zu akzeptieren.

**Zu Frage 2:** Die Länder der Dritten Welt wollen sich von Kolonialismus, Rassismus und Imperialismus befreien, ohne neuen Herren oder ihnen fremd erscheinenden gesellschaftlichen Konzeptionen und Kulturen untertan werden zu wollen. In ihrem Bewußtsein definieren sich die antagonistischen Widersprüche anders, als wir es aufgrund marxistischer Analysen für angemessen halten würden. Die islamische Revolution im Iran ist Ergebnis der inneren Widersprüche des Schah-Regimes, ohne diese Widersprüche im marxistischen Sinne aufheben zu können oder zu wollen. Die islamische Revolution im Iran hat den Einfluß der USA beseitigt, richtet sich aber gleichzeitig gegen die als bedrohlich empfundene UdSSR und deren Macht und Ideologie. Ich glaube, daß es Europa und der Sozialistischen Internationale leichter als der UdSSR und den USA fallen wird, diese Widersprüchlichkeit und Eigenständigkeit der islamischen Revolution zu begreifen und mit ihren konstruktiven Elementen zu kooperieren.

**Zu Frage 3:** Der Widerstand gegen die oktroyierte Regierung in Kabul und gegen die sowjetische Intervention ist von seiner gesellschaftlichen Basis und den durch die Widerstandsbewegungen vertretenen gesellschaftlichen Leitbildern überwiegend konservativ, ja reaktionär. Dieser Widerstand ist aber legitim, weil er sich gegen Fremdbestimmung und Fremdherrschaft richtet. Es ist das Problem der Sowjetunion, daß sie von der Form her in Afghanistan so wie die USA in Vietnam handelt und daß ihre inhaltlichen ideologischen Begründungen schon deshalb unglaubwürdig sind, weil sie vorher gerade in Afghanistan jahrzehntelang mit monarchistischen reaktionären islamischen Regionen eng und freundschaftlich zusammengearbeitet hat.

**Zu Frage 4:** Europa wird im Rahmen der sicherheitspolitischen Allianz mit den USA selbstbewußter als bisher seine Interessen und Auffassungen zur Geltung bringen. Eine völlige sicherheitspolitische Abkoppelung von den USA allerdings wird nicht stattfinden. Sie wäre illusionär. Sie wäre auch destruktiv und destabilisierend, weil sie eine verstärkte westeuropäische konventionelle Aufrüstung und eine Neubelebung der Diskussion über eine westeuropäische Atomstreitmacht zur Folge hätte.



**Zu Frage 5:** Was die Bundesregierung und insbesondere Helmut Schmidt unter den gegebenen Rahmenbedingungen leistet, verdient unsere Unterstützung. Diese Rahmenbedingungen sind nicht statisch festgelegt. Sie zu erweitern, ist unsere Aufgabe. Dabei wäre eine weitere Verbesserung des Verhältnisses zwischen den beiden deutschen Staaten zu begrüßen. Sie ist nur möglich, wenn wir uns der Einbindung der Bundesrepublik Deutschland in die NATO und der DDR in den Warschauer Pakt bewußt bleiben und wir diese Einbindungen auch nicht infrage stellen. Eine isolierte deutsch-deutsche Politik würde neue Befürchtungen wecken. Deutsche Politik vollzog sich historisch zu häufig zu Lasten unserer Nachbarn, als daß wir heute mehr Vertrauen unserer Nachbarn erwarten dürften. Deshalb muß deutsch-deutsche Politik vorrangig auch immer Politik im Interesse unserer Nachbarn in Ost und West bleiben und es hinnehmen, daß Fortschritte in den Beziehungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland am Maßstab von deren eigenen Interessen und historischen Erfahrungen bewertet werden.

Unter dem alten Deutschland hat Europa gelitten. Das neue Deutschland muß im Dienste Europas und des Friedens stehen.

## **»Weltkrise — oder regionale Konflikte zwischen den Großmächten um die Ausdehnung ihrer Macht?«**

Die Afghanistan-Krise, der NATO-»Nachrüstungsbeschluß« und die Entwicklungen im Iran nach der islamischen Erneuerung haben in den letzten Monaten die Schlagzeilen der Zeitungen, die Medien insgesamt und die öffentliche Diskussion nachhaltig bestimmt. Ereignisse, Tendenzen und Aktionen, die diesen Fragekomplex nicht berührten, wurden in der Öffentlichkeit bislang nicht oder nicht ausreichend zur Kenntnis genommen. Gerade aber die Beschäftigung mit der Vielzahl von Ereignissen und Entwicklungen sowie das Erkennen der Hintergründe machen es aber erst möglich, Einsicht in die Situation zu gewinnen und — daraus resultierend — entsprechend zu handeln. So gesehen ist der Begriff Weltkrise — oder in Anlehnung an ein »Deutsches Nachrichtenmagazin«: 1980 — ein neues 1914? kaum verwendbar. Und wird er verwendet, dann nicht aus der Sicht desjenigen, der Eindämmung regionaler Konflikte als Teil von Politik versteht, einer Politik, die der Durchsetzung von Frieden und Ausgleich verpflichtet ist, sondern vielmehr von denjenigen, die den Begriff »Weltkrise« als Legitimation zur Absicherung ihrer Politik der Stärke und der Waffen heranziehen und obendrein vorgeben, diese Politik diene dem Frieden.

Der derzeitigen krisenhaften Situation wird am ehesten der gerecht, der die einzelnen Schritte, die dazu führten und über Afghanistan, Iran und den Mittleren Osten hinausgehen, sammelt, zusammenfaßt und bewertet, um so zu einer der Situation angemessenen Einschätzung und Reaktion zu gelangen. Dabei sind die Befürchtungen über den explosiven Zustand der Beziehungen zwischen den beiden Großmächten und ihrer Bündniszusammenhänge längerfristig sicher nicht grundlos. Die beiden Krisen Afghanistan und Iran haben die Gefahr bewaffneter Auseinandersetzungen zwischen den Großmächten in dieser Region — und darüber hinaus — gewiß vergrößert. Seit dem Wiener Treffen im Juni 1979 zwischen Brezhnev und Carter sind die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den USA bis auf den Nullpunkt gesunken. Nur stellt sich bereits hier die Frage, wie nach Wien 79 eine derartige Entwicklung hat stattfinden können. Die Vereinigten Staaten hatten nach ihrem Vietnam-Waterloo für Jahre nicht die Kraft und die staatliche Identität, ihren Anspruch als »führende Nation der Welt« auch nur im mindesten umzusetzen, sieht man einmal von den hilflosen Menschenrechtskampagnen Carters ab. Erst im Zuge der in den USA langfristig vorbereiteten Aufrüstung der NATO mit eurostrategischen Waffen und den Ereignissen im Iran vom vergangenen November, konnte in den USA erneut eine aggressive Außenpolitik durchgesetzt werden, um in jeder Situation und in jedem Fall das Beste für die eigene Macht zur Sicherung der ökonomischen und politischen Vorherrschaft herauszuholen. So kann es nicht verwundern, wenn die USA schon lange vor dem NATO-»Nachrüstungsbeschluß« im Frühjahr die Produktion der Pershing II in Gang setzten und im letzten November nun vor-

gaben, eben dieser Beschluß sei die *conditio sine qua non\** für die Produktion neuer eurostrategischer Waffensysteme. Spätestens seit dieser Diskussion um die eurostrategischen Waffen ist die Tendenz der US-Außenpolitik klar. Es geht darum, einen kriegerischen Konflikt zwischen den beiden Bündnissen auch wieder regional führbar zu machen, auch in Europa, und somit zunächst einmal die Gefährdung der eigenen territorialen Sicherheit der USA auszuschließen. Der für die Beziehungen zwischen den beiden Großmächten grundlegende SALT-II-Vertrag und seine Nicht-Ratifizierung durch die Vereinigten Staaten muß bei dieser Überlegung aus einer anderen Sicht betrachtet werden. Er verliert an Gewicht, wenn durch eine andere militärisch-strategische Konzeption der Gefährdungsgrad des eigenen Territoriums verringert werden kann. Ein Vertragsschluß, der verhindert hätte, daß eine weitere nukleare Rüstung und Entwicklung in bisherigem Maße betrieben wird, ist nicht mehr von dem Interesse, zumal die eigentlich konfliktträchtigen eurostrategischen Waffen von diesem nicht erfaßt werden. Der Vertragsschluß wird so zu einer Manövriermasse in der Durchsetzung eigener Interessen und eingesetzt als politisches Druckmittel gegenüber der Sowjetunion. Die Frage nach der Ratifizierung von SALT II ist ein untaugliches Mittel im Arsenal politischer Sanktionsmittel. Gleichzeitig bringt die verstärkte Betonung der eurostrategischen Waffensysteme für die europäischen Stationierungsländer eine größere Bindung an die USA, die die Verfügungsgewalt für diese Waffen haben. Die Möglichkeiten eines Ausscherens oder einer größeren Unabhängigkeit gegenüber den USA werden immer geringer und die Führungsposition der Vereinigten Staaten immer gesicherter. Die Entwicklung der amerikanischen Politik als eine globale Strategie, die Weltnation zu sein, zeigt sich jedoch nicht nur bei Betrachtung der Europa- und Bündnispolitik der USA.

Viel mehr noch als im Zusammenhang mit dem Bündnis zeigt sich die Zielsetzung amerikanischer Politik in Mittelamerika, und hier insbesondere am Falle El Salvador. Ein verbrecherisches Regime wie die Junta, die zudem die faschistische Organisation ORDEN nicht nur duldet, sondern augenscheinlich unterstützt, erhält politische und wirtschaftliche Unterstützung durch die Vereinigten Staaten und deren Satelliten wie Venezuela und Honduras. Letztlich dient dieses amerikanische Verhalten nur den eigenen Macht- und Sicherheitsinteressen, eine Großmacht baut sich ihren »Cordon Sanitaire« auf und aus und benutzt dabei bislang unbeteiligte Staaten wie Costa Rica, wo es nach amerikanischem Druck möglich war, ca. 600 Kampfhubschrauber für den Einsatz gegen Guerilleros in Richtung El Salvador zu stationieren. Für die konfliktträchtige Politik der Machterweiterung sind noch eine Reihe von Entwicklungen aufzuzeigen. So etwa in Lateinamerika mit der Unterstützung der diktatorischen Regimes in Argentinien, Brasilien und Chile. So in Südkorea, wo von den USA der Anspruch auf Menschenrechte nicht mehr eingelöst wird, wenn es darum geht, ein Marionettenregime von Militärs am Leben zu erhalten, das seinerseits die Interessen

\* notwendige Bedingung, ohne die etwas anderes nicht eintreten kann

und das Engagement der Amerikaner in Südostasien noch wirksam vertreten kann. So in der Region Naher Osten, wo Carter mit seinem perspektivlosen Verharren auf dem Abkommen von Camp David Israel nachhaltig und auf Kosten der anderen Nationen und Völker unterstützt und dessen Funktion als Stellvertreter der USA in dieser Region absichert. Gerade in den letzten Wochen haben die USA massiven Druck auf die westeuropäischen Staaten in der EG ausgeübt, um zu verhindern, daß Westeuropa mit einem eigenständigen und den USA entgegenlaufenden Beschluß selbst in die Diskussion eingreift und einen wichtigen Beitrag zu einer dauerhaften und gerechten Friedenslösung im Nahen Osten leistet; einen Beitrag, der nachgerade zwangsläufig nicht die Interessen und Politik der Vereinigten Staaten ausdrücken kann.

Schließlich, Carters jüngste Reaktion auf die krisenhafte Lage im Persischen Golf, seine Erklärung, dies sei amerikanische Interessenregion, die bei Verletzung den Einsatz von Waffen erfordere, also die Bereitschaft unterstreicht, einem regionalen militärischen Konflikt nicht aus dem Wege gehen zu wollen, selbst wenn sich dieser Konflikt auf andere Regionen ausdehnen könnte, ganz besonders auf Europa, wo sich die größten und ausgereiftesten Militärpotentiale gegenüberstehen, mithin die Eingrenzbarkeit eines Konfliktes auf eine Region möglich erscheinen lassen. Im Ergebnis zeigt sich gerade im letzten Abschnitt der Amtsperiode Präsident Carters, daß der Ausdehnungs- und Beherrschungsdrang in der Hemisphäre der sogenannten Freien Welt in gefährlich unbesonnener Weise zugenommen hat, mit dem Ziel, den USA alle möglichen Vorteile und Einflüsse zu sichern, sozusagen ein Schritt zurück in die frühen siebziger Jahre.

Ein durchaus vergleichbares Verhalten ist bei der anderen führenden Macht, der Sowjetunion, festzustellen. Stabilisierung im eigenen Lager und uneingeschränkte Wahrung der Sicherheitsinteressen zeigen sich bei der UdSSR als im Vordergrund ihrer Außenpolitik stehend, unabhängig vom Prinzip der friedlichen Koexistenz und der zweifelsohne sehr verdienstvollen Beteiligung der Sowjetunion am gesamteuropäischen Entspannungsprozeß und den einzelnen Maßnahmen, diese Entwicklung voranzubringen. Im Rahmen der Systemkonkurrenz ist die Sowjetunion, den Interessen einer Großmacht entsprechend, seit langen Jahren bemüht, ihre Position als eine bestimmende Macht auszubauen. Daß sie dabei eine Reihe zusätzlicher Probleme zu bewältigen hat, steht außer Frage, intern wirtschaftliche wie technologische Schwierigkeiten im Umgang mit den selbstbewußter werdenden Staaten der Dritten Welt, insbesondere in der Diskussion einer Neuen Weltwirtschaftsordnung und der Beiträge der Industrienationen des Nordgürtels zu der Entwicklung der Dritten Welt, wo sich die Sowjetunion gerade den Vorwürfen der Gruppe der Siebenundsiebzig ausgesetzt sieht, wie letzthin bei der UNCTAD-V-Konferenz in Manila im Mai/Juni 1979.

Dazu kommt außenpolitisch eine verstehbare Angst der Sowjetunion gegenüber dem NATO-Bündnis und insbesondere der wohl konventionell schlagkräftigsten Armee in der NATO, der Bundeswehr. Verstehbar wird diese Angst durch die unbestritten schwerwiegenden historischen Erfahrungen mit den Staa-

ten Westeuropas und hier ganz besonders Deutschlands, Erfahrungen, die nicht erst in diesem Jahrhundert gesetzt worden sind. Im Rahmen ihres eigenen Bündnisses, der Warschauer Vertragsorganisation, sieht die Sowjetunion sich gerade für die nächsten Jahre zunehmend der Gefahr konfrontiert, daß die Bündnispartner versuchen werden, aus dem Ruder zu laufen, um eine gewisse Eigenständigkeit zu erlangen, nicht zuletzt aufgrund der enormen wirtschaftlichen Belastungen für die einzelnen Staaten, die das Bündnis mit sich bringt. Beispiele dieser Problematik lassen sich anhand von Polen, Rumänien und Ungarn aufführen. Daß die UdSSR ihrerseits bereits frühzeitig 1968 am Beispiel CSSR mit der Theorie von der im sozialistischen Bündnis eingeschränkten Souveränität und des Prinzips des sich — zuweilen auf Hilferufe begründenden — proletarischen Internationalismus versuchte, die oben dargestellte Entwicklung aufzuhalten und zu beseitigen, ist zwar aus der Sicht der Großmacht Sowjetunion erklärbar und auch verständlich, kann jedoch weder gerechtfertigt noch gebilligt werden. Insbesondere dann nicht, wenn man das Prinzip der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit als unverzichtbare Grundlage der internationalen Zusammenarbeit und des friedensbestimmten Zusammenlebens der Völker anerkennt.

So war denn auch der Einmarsch und die verdeckte Machtübernahme Vietnams in Kambodscha eine Aktion eines Stellvertreters im Interesse der dahinterstehenden Garantiemacht UdSSR, wenngleich diese Aktion Vietnams auch als humanitärer Akt gegen das mörderische, sich selbst kommunistisch nennende, Pol-Pot-Regime anerkannt werden muß. Ziemlich offen gelegt wurde jedoch die Interessenlage der Sowjetunion in Südostasien durch das stellvertretende Handeln Vietnams, als es die kriegerische Auseinandersetzung mit Thailand begann. Dabei versucht Vietnam wohl weniger, seinen Einflußbereich durch Teilokkupation Thailands auszudehnen, als vielmehr die bestehende Machtstruktur in Südostasien zu unterstreichen und zu stabilisieren, auch wegen der noch immer nicht unbestritten bestehenden Macht in Kambodscha und in der Auseinandersetzung mit den versprengten Khmer rouge und der an Zulauf gewinnenden Khmer serai. Letztes sichtbares Zeichen der Durchsetzung von Großmachtinteressen durch die Sowjetunion ist die Afghanistan-Intervention. Selbst wenn die Aktion auf dem Hintergrund der, im Rahmen der Konkurrenz, durch die Vereinigten Staaten geschürten dauerhaften Provokation im Wege der militärischen Unterstützung der sogenannten islamischen Befreiungsbewegungen begründet wird und auch die interne Situation der Sowjetunion an der Grenze zu Afghanistan zu berücksichtigen ist, so ist wohl die Intervention aus den typischen Sicherheitsinteressen einer Großmacht mit ihrem Anspruch auf Machtausdehnung zwar erklärbar, nicht aber zu billigen oder zu unterstützen.

Daß dies auch so von den blockfreien Staaten der Dritten Welt erkannt wird, zeigen sowohl die UN-Resolution zur Afghanistan-Krise als auch die Beschlüsse der islamischen Konferenz. Auffällig ist dabei, daß Kuba vorsichtig von der sowjetischen Politik abrückte und — innerhalb des Warschauer Paktes — Rumäniens Staats- und Parteichef Ceausescu jüngst sehr deutlich das Recht auf

Selbstbestimmung und Unabhängigkeit unterstrich und alle Bestrebungen, dieses Recht zu unterlaufen, zurückwies. Unverkennbar hat sich in der letzten Zeit eine Entwicklung eingestellt, die auf weit größere Unabhängigkeit von Blöcken und Blockführern abzielt, und dies insbesondere im Bereich der kleineren Staaten und der Entwicklungsländer und der Blockfreien der Dritten Welt. Genau dies schafft größere Abstände zu den Weltmächten auf beiden Seiten der Bündnisse. Einhergeht dies mit einer zunehmenden Kontrollmöglichkeit durch die Dritte Welt, aber auch durch die mittleren und kleineren Staaten des industrialisierten Nordgürtels der Welt. Das allerdings schafft ebenfalls die Notwendigkeit, daß die Großmächte die Reaktion und das Verhalten der anderen Nationen in ihre Entscheidungen und Politik mit einbeziehen und somit ihrerseits nicht unabhängig im eigenen Interesse handeln können. Zudem bedeutet die Existenz eines starken Blocks außerhalb der engen Bündnisse und die Tendenz, Bündnisse nicht als absolut gelten zu lassen, daß es nicht mehr ohne weiteres zu einem harten Zusammenstoß — auch militärisch — der Bündnisse in der Auseinandersetzung um die weltweite Vorherrschaft kommen kann.

So gesehen kann derzeit nicht von einer Weltkrise im eigentlichen Sinne die Rede sein. Vielmehr ist es zum einen eine Krise zwischen den Ansprüchen der Großmächte auf Machterhalt und -ausdehnung und den realen Durchsetzungsmöglichkeiten dieser Ansprüche. Zum anderen ist es eine Krise zwischen den Auffassungen über Selbstbestimmung und Unabhängigkeit innerhalb der Bündnisse, aber gerade gegenüber den Blockfreien der Dritten Welt und der in diesem Rahmen erstarkenden islamischen Staaten, verbunden mit einer Reihe von Konflikten regionalen Zuschnitts, jedoch weltweiter Bedeutung, die die Interessen aller jeweiligen Bündnismitglieder — NATO wie Warschauer Vertragsorganisationen — nachhaltig tangieren. Begleitet wurde bislang diese Entwicklung mit einem Einflußverlust der Großmächte in der Dritten Welt und in besonderem Maße in den Konfliktregionen, wie dem Nahen Osten.

Demgegenüber ist die Dritte Welt zu einem Faktor geworden, der politische Entscheidungen relativ unabhängiger trifft und im Laufe der Zeit an politischer Eigenständigkeit gegenüber den Großmächten gewinnt. Diese Entwicklung trifft zumindest tendenziell auch für die westeuropäischen Staaten der NATO zu, die im Verbund der EG versuchen, ein gewisses Mehr an Unabhängigkeit vom Blockführer USA in ihren politischen Entscheidungen zu gewinnen. *Und hier liegt die Chance, die Gefahr übergreifender Konflikte neutralisieren zu können, eine Chance, die sich den westeuropäischen Staaten durch gegenseitige Abstimmung eröffnet, in der sie sich nicht an den Großmächten orientieren, sondern mehr den eigenen Bedürfnissen Rechnung tragen und eine internationale Abstimmung — zusammen mit den Blockfreien — anstreben.* Dies würde einerseits einem europäischen Einsatz — unter Bezug auf die osteuropäischen Staaten des Warschauer Paktes — mehr Bewegungsfreiheit ermöglichen, andererseits bessere Aussichten für eine Eindämmungspolitik von Konflikten ergeben, da in dieser Konstellation eigene und regionale Interessen die notwendig stärkere Berück-

sichtigung finden, als wenn eine Ausrichtung auf den Bündnisführer stattfindet.

Ein Beispiel ist hier die Problematik einer Friedenslösung im Nahen Osten, wo die EG bereits einen wichtigen, wenn auch unzureichenden Schritt gegangen ist und jedenfalls erkannt hat, daß eine Lösung auf der Ebene Camp David ohne Beteiligung der arabischen Staaten und der PLO auch weiterhin unmöglich ist. Daß die Rolle der EG von den USA sehr hoch eingeschätzt wird, zeigen die Reaktionen Präsident Carters, in denen er unverhohlen auf die Position der Machtpolitik zurückkehrt und bei der Frage einer Revision der UN-Resolution Nr. 242 zugunsten des palästinensischen Volkes dies schlicht durch Veto unterbindet. Im Hintergrund steht die Besorgnis, weiter an Einfluß zu verlieren, einem Einfluß, der über das Camp David Abkommen mühsam gegenüber Ägypten gewahrt wurde und der gegenüber Israel aufgrund des Einflusses der Zionisten in den USA nach wie vor ungebrochen ist.

Gerade die Rolle der westeuropäischen Länder zeigt ebenso wie deren Interessenlage, daß mehrere regionale Konflikte die Teilbarkeit der Entspannung eben nicht herbeiführen können, auch wenn sie die Gefahr einer umfassenden Krise zwischen den Blöcken herbeiführen. Vielmehr gibt es in Europa positive und ermutigende Ansätze und Entwicklungen wie die Konferenz zur Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), zu deren Weiterentwicklung die Nachfolgekonzferenz im November 1980 in Madrid dringend erforderlich und die Abstimmung zwischen Ost- und Westeuropa im Vorfeld der Konferenz unverzichtbar ist. Dazu kommen die Verhandlungen über eine ausgewogene Truppenreduzierung in Mitteleuropa (MBFR), wo insbesondere die westeuropäischen Verhandlungspartner aufgefordert sind, konkrete Schritte zu einer ersten Unterzeichnung des Abkommens zu gehen. *Das heißt aber, daß die Westeuropäer, insbesondere die BRD, darauf verzichten, die — sicherlich unter Angaben falscher Zahlen zustandgekommene — Datendiskussion über die Truppenstärke des Warschauer Paktes in dieser Unbeweglichkeit weiterzuführen.* Schließlich gibt es ganz beachtliche Fortschritte hinsichtlich der Überwachung der MBFR-Maßnahmen wie der Zugeständnisse, vertrauensbildende Maßnahmen ausdehnen zu wollen, die es nachgerade zwingend erscheinen lassen, anzuerkennen, daß die Sowjetunion weit über ihre ursprüngliche Position hinausgegangen ist und Kontrollstellen auf ihrem Territorium gestattet, unabhängig davon, ob sie rein elektronisch arbeiten oder personell mit NATO-Offizieren besetzt sind. Dies bedeutet konsequent, daß die Beteiligten eine erste Vertragsrunde abschließen und zu einer Unterzeichnung eines ersten Vertragsteils kommen, der die vertrauensbildenden Maßnahmen umfaßt, die Kontrollmöglichkeiten der Vertragspartner festschreibt und konkret die vorgeschlagenen Truppenvermindierungen in Mitteleuropa beziffert.

Gerade die Erfahrungen in der Zusammenarbeit und im gegenseitigen Umgang zwischen den Verhandlungspartnern in Europa können dazu führen, daß Konzepte für die anderen krisenträchtigen Regionen der Welt entwickelt werden; im Pazifik, wo die Perspektive ist, einen militärisch verdünnten Raum zu

schaffen, der die Präsenz der anwesenden Waffenarsenale der beiden Großmächte in der Weise senkt, daß aus dieser Region keine Gefahr für den Frieden drohen kann und darüber hinaus den betroffenen Anrainerstaaten garantiert, die Kontrolle über den Pazifik ohne Fremdbestimmung durch die Großmächte oder durch Bündniszwänge auszuüben. Dies bedeutet in besonderem Maße die erhebliche Senkung der Präsenz von Kriegsflotten der USA und der UdSSR im Pazifik. Ebenfalls in der Afghanistan-Krise ist eine Lösung nur auf politischer Ebene im Wege von Gesprächen und Verhandlungen möglich, nicht aber durch Forderungen an die Sowjetunion und detaillierte Abzugspläne sowjetischer Truppen. *Gegenstand von Afghanistan-Verhandlungen muß sein, dem Land einen blockfreien Status zu geben, der ihm einerseits die Unabhängigkeit gewährt und andererseits die dringend notwendigen inneren sozialen Reformen zuläßt. Zur Absicherung der Blockfreiheit Afghanistans müssen internationale Garantien geschaffen werden, für die die Vereinten Nationen verantwortlich zeichnen.* Die Sicherung durch internationale Garantien umfaßt denn allerdings auch die Aufhebung aller Störungen und Umstände, die von außen nach Afghanistan hereingetragen werden, wie die Unterstützung der sogenannten islamischen Befreiungsbewegungen in Afghanistan durch Pakistan und im Hintergrund der Vereinigten Staaten. Eine solche Konzeption würde erst den Rückzug sowjetischer Truppen ermöglichen und damit die Krise weitestgehend beilegen, wenn man berücksichtigt, daß Verhandlungen nicht nur Afghanistan betreffen würden, sondern gleichfalls die Situation in der gesamten Region, also unter Ein-schluß des gesamten Verhältnisses zwischen Pakistan und Indien sowie der kritischen Situation im Iran, und im Ergebnis zu einer Friedenslösung in der Region unter Ausgleich der Interessen führen muß. Die bislang mehr oder weniger klassischen Reaktionen, wie Boykott und Embargo, führen jedenfalls über eine hilflose Bestrafungsaktion hinaus nicht zu einer Lösung. Gleichermäßen muß die Situation im Nahen Osten beachtet werden. Die bisherigen Entwicklungen nach Camp David sind nicht geeignet, einen gerechten und dauerhaften Frieden zu schaffen. Im Gegenteil verschärft sich die Krise in der letzten Zeit durch eine Vielzahl von Ereignissen und Zwischenfällen, für die der regionale Machtanspruch Israels die Verantwortung trägt. So ist nicht zu erwarten, daß das vertriebene palästinensische Volk eine Übereinkunft anerkennt, an deren Zustandekommen es durch seine legitime Vertreterin, die PLO, in keiner Weise beteiligt war und nach Auffassung der Israelis und der USA auch nicht beteiligt werden wird; so gesehen, sind die Westbanks-Verhandlungen zwischen Israel und Ägypten mit dem Ziel einer beschränkten Autonomie der Palästinenser unter Vor- und Oberherrschaft im politischen, militärischen und Verwaltungsbereich durch Israel und unter der Konstruktion einer politischen Grenze Jordan-Ufer und einer strategischen Grenze, die Westbanks umfaßt, von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Erschwerend kommen hinzu die völkerrechtswidrige Statusveränderung der Stadt Jerusalem, die Vertreibung der Araber und die zunehmend terroristischen Übergriffe sowohl durch israelisches Militär auf die palästinensische



Zivilbevölkerung auf den Westbanks und im Südlibanon, als auch durch rechtsradikale israelische Geheimorganisationen auf den Westbanks.

Eine Friedenslösung im Nahen Osten wird sich allerdings nur erreichen lassen durch eine breite Beteiligung aller beteiligten Staaten unter Einschluß einer selbständigen PLO als der legitimen Vertreterin des palästinensischen Volkes und unter Teilnahme der Großmächte sowie der Schaffung internationaler Garantien, insbesondere der Anerkennung des Rechtes der Palästinenser auf einen eigenen souveränen und unabhängigen Staat und nicht durch Behandlung der Palästinenser als ein Flüchtlingsproblem, wie es die UN-Resolution Nr. 242 von 1967 vorsieht und, die aufgrund ihres politischen Gehaltes schon längst revisionsbedürftig ist.

Werden nun die krisenhaften Situationen miteinander in Beziehung gesetzt und anerkannt, daß eine globale Entspannung auf Antrieb unmöglich ist, vielmehr die Entspannung teilbar ist und bleiben muß, so wird deutlich, daß eine Weltkrise im Sinne des Wortes nicht besteht. Vielmehr wird die gegenwärtige krisenhafte Lage in verschiedenen Regionen der Welt charakterisiert durch die Interessenkollision der Großmächte und Bündnisführer, wobei die eine jeweils ein größeres Interesse an einer Einflußausdehnung hat als die andere, nicht zuletzt aus den originären Sicherheitsinteressen einer Großmacht (z.B. Afghanistan und die gesamte Region des Mittleren Ostens), und die jeweils andere Großmacht blockiert und entgegenarbeitet, auf Ausgleich und Eindämmung verzichtet, um aus der Situation eines regionalen Konfliktes für die eigene Machtposition ein Optimum erreichen zu können.

Allerdings stehen sich hier nicht mehr festgefügte Blöcke gegenüber. Die bisher relativ festgefügte weltpolitische Struktur ist in Bewegung geraten sowohl innerhalb der Bündnisse als auch durch aktives Eingreifen der Staaten der Dritten Welt, insbesondere durch die 120 blockfreien Staaten, wie die islamischen Konferenzen und die UNO-Sondersitzung zu Afghanistan zeigen. Aufstrebendes politisches Selbstbewußtsein der kleinen und mittleren Staaten sowie das Streben nach mehr Eigenständigkeit spielen dabei eine bestimmende Rolle.

Wenn auch derzeit eine Weltkrise nicht als eine allumfassende politisch-militärische Krise belegbar ist, so heißt das aber nicht, daß wir perspektivisch in eine derartige Situation geraten können: Diese mögliche Krise wird dann aber weniger eine Ost-West-Krise sein als vielmehr eine Krise zwischen Nord (NATO und Warschauer Pakt) und Süd, der Dritten Welt!

## Aspekte der iranischen Revolution

»Der Iran ist in dieser für den Frieden in der Welt so wichtigen Region ein Element der Sicherheit und Stabilität« — mit dieser Einschätzung — einer Fehleinschätzung, wie sich herausstellte — umriß der frühere Bundespräsident Walter Scheel während eines Staatsbesuchs in Teheran am 22. April 1978 die Bedeutung des ehemaligen Kaiserreichs für den Westen. Zwar standen schon damals überall im Lande die Zeichen auf Sturm. Doch an einen Volksaufstand und die Vertreibung des Herrschers auf dem Pfauenthron mochten weder die Verbündeten in den USA noch in Westeuropa glauben. Sie irrten sich: Wenige Monate später war die Revolution im Iran erfolgreich. Die aufbegehrenden Massen haben mit dem Sturz der Pahlewi-Diktatur das Machtgefüge der Welt durcheinandergebracht. Heute stehen die westlichen Staaten vor dem Scherbenhaufen ihrer bisherigen Politik gegenüber dem Iran. Daß das Schah-Regime vor der eigenen Bevölkerung, die sich zu Millionen unbewaffnet auf die Straßen begab, kapituliert hat, scheint für viele immer noch unbegreiflich. Schließlich hatte man den Kaiser doch mit einer der best ausgerüsteten Armeen und einem in sämtlichen Foltermethoden versierten Geheimdienst ausgestattet. Als Gegenleistung baute »Seine Hoheit« den Iran zur Bastion gegen die Sowjetunion aus, griff militärisch in der Golfregion ein, wo immer sich Menschen gegen Unterdrückung und Ausbeutung erhoben, überließ sein Land multinationalen Konzernen zur hemmungslosen Ausplünderung. Damit ist es nun vorbei. Noch steht im einzelnen nicht fest, welche wirtschaftliche, kulturelle oder auch politische Identität sich die aus der Revolution hervorgegangene islamische Republik einmal geben wird. Fest steht aber, daß der Westen nie wieder die gleiche Rolle im Iran spielen wird, wie er das jahrzehntelang getan hat. Garant dafür sind weniger die neuen Machthaber am Persischen Golf als die Bevölkerung, die bei den Auseinandersetzungen der vergangenen zwei Jahre ein geschärftes politisches Bewußtsein gewonnen hat.

Obwohl die Iraner auch der Sowjetunion kritisch gegenüberstehen, sehen sie doch in den Vereinigten Staaten ihren Hauptfeind. So war es nur logisch, daß die Auflösung der militärischen Verflechtungen mit den USA zu den ersten Maßnahmen der Revolutionsführung gehörte. Neben der Aufkündigung der CENTO-Pakt-Mitgliedschaft sowie der Lieferung von Rüstungsgütern wurden alle Militärabkommen für null und nichtig erklärt. Der Austritt aus dem Verteidigungsbündnis muß aus strategischer Sicht für Washington besonders schmerzhaft gewesen sein. Bedeutete es doch, daß iranisches Territorium künftig nicht mehr als Aufmarschgebiet gegen Moskau zur Verfügung stand. Außerdem: Das Land trat seine Rolle als »Golfpolizist« ab. Diese Verschiebung innerhalb der Machtbalance zwischen den Großmächten löste — nach einer kurzen Periode ungläubigen Staunens — hektische Aktivitäten der USA in der Region aus:

Wirtschafts- und Militärhilfen flossen verstärkt in die Türkei, nach Ägypten und Pakistan. Im direkt angrenzenden Afghanistan erhielt die Opposition gegen die pro-sowjetische Regierung nun massive Unterstützung. Die aus dem Sultanat Oman abgezogenen iranischen Truppen, die dort zur Niederschlagung von Aufständischen eingesetzt waren, wurden durch ägyptische Verbände ersetzt. Neben Oman hat sich die Regierung Carter weitere militärische Stützpunkte in der Golfregion verschafft: Die Zusage von Kenia liegt bereits vor, und die Verhandlungen mit Somalia stehen kurz vor dem Abschluß. Doch die Führung im Iran kündigte nicht nur die Militärabkommen mit dem Westen, insbesondere mit den Vereinigten Staaten, oder die Wirtschaftsvereinbarungen mit den sozialistischen Ländern. Kurz nach dem Sieg der Revolution stoppte sie die Öllieferungen nach Südafrika und Israel. Die diplomatischen Beziehungen zu diesen Ländern — nach dem Friedensabkommen mit Israel — auch zu Ägypten, wurden abgebrochen. Gleichzeitig begann eine politische Umorientierung. Die neue Regierung nahm enge Beziehungen zu Ländern wie Algerien, Libyen und Syrien wie auch mit Befreiungsbewegungen in aller Welt auf. Palästinenserführer Arafat, der Sandinistenpriester Ernesto Cardenal, Vertreter von Polisario und ANC, wie auch von Widerstandsgruppen aus den islamischen Staaten, reichten sich bei Khomeini die Türklinke. Zu internationalen Treffen in Teheran wurden neben Abgesandten dieser Gruppen auch westeuropäische Linke, nordamerikanische Indianer und schwarze US-Bürger eingeladen. Ein wichtiger Schritt auf dem Weg der Neuorientierung war der Beitritt Irans zur blockfreien Bewegung. Erstmals war das Land im Vorjahr bei dem Gipfeltreffen der nicht Pakt gebundenen Staaten in Havanna vertreten.

Erhebliche Auswirkungen hatte die iranische Revolution auch auf die internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Sowohl die Erdölquellen des Landes wie auch der Handel waren bis zum Zusammenbruch des früheren Regimes von ausländischen Konzernen beherrscht. Was heute noch dem Schah als Aufbauleistung zur Industrialisierung und Modernisierung aufs Guthaben-Konto geschrieben wird, bestand im wesentlichen aus einer Öffnung des Iran für ausländische Investoren. Die multinationalen Konzerne wurden mit gesetzlichen Sonderregelungen, Steuervergünstigungen, Zoll- und Ausfuhrerleichterungen angelockt. Außerdem boten 35 Millionen potentielle Verbraucher, billige Energie, niedrige Löhne, das Verbot von Gewerkschaften und Streiks erhebliche Investitionsanreize. Die sogenannte Industrialisierung beschränkte sich fast ausschließlich auf die Entwicklung einer Montage- und Luxusgüterindustrie. Die Ölgelder, die in das Land flossen, kamen nicht der Bevölkerung zugute. Sie wurden größtenteils durch die riesigen Ausgaben für Rüstungsgüter verschlungen. Von 1958 bis 1978 importierte der Iran für 36 Milliarden Dollar Waffen, allein 1977 für umgerechnet 16 Milliarden Mark. Zu den Firmen, die dem Kaiser die Werkzeuge zur Unterdrückung seines Volkes lieferten, gehörten auch bundesrepublikanische Unternehmen. Dazu zählte die bundeseigene DIAG, die im Iran ein Zweigwerk zur Produktion von Waffen und Munition unterhielt und noch Ende 1978 das Regi-

me mit der Lieferung von Handschellen und Schlagstöcken unterstützte. Inzwischen sind von der Revolutionsführung Weichen gestellt worden für eine Wirtschaftsentwicklung, die sich an den Bedürfnissen der eigenen Bevölkerung orientiert. So wurde das Konsortium der Ölmultis aufgelöst, das den gesamten Export abwickelte. Auch die Ölproduktion wurde erheblich gedrosselt. Nach dem Motto: Wir exportieren nur so viel Öl, wie wir an Devisen für Güter aus dem Ausland benötigen. Ein harter Schlag für die westlichen Rüstungskonzerne war der Beschluß der Revolutionsführung, den Rüstungshaushalt auf ein Fünftel des bisherigen Umfangs zu kürzen. Was das Land in Zukunft einführen will, steht in groben Zügen fest: Landwirtschaftliche Geräte, kleinere Maschinen, Ersatzteile, Medikamente und Lebensmittel gehören dazu. Keinen Bedarf hat die islamische Republik dagegen an Dingen wie Kernkraftwerke, U-Boote und Luxuslimousinen. Während die Wirtschaft in unseren Ländern die Entwicklung im Iran schon seit Monaten besorgt beobachtet, hat sich ihr Unwohlsein in jüngster Zeit noch verstärkt. Seit nämlich die USA und ihre Verbündeten Wirtschaftssanktionen verhängten, vollzieht sich die Abnabelung von der westlichen Industrie noch rapider. Durch die Blockade ist der Iran gezwungen, sich mehr und mehr den sozialistischen Staaten zuzuwenden.

Es gibt andere Bereiche des Umgangs von Staaten miteinander, in denen die vom Islam geprägte Revolution im Iran neue Akzente gesetzt hat. Zunehmend werden von den Khomeini-Anhängern moralische Begriffe in die internationale Politik eingebracht. Von scheinheiliger Heuchelei einer manipulierten Weltöffentlichkeit ist die Rede, die einerseits jeden Einzelnen von einem Revolutionsgericht zum Tode verurteilten SAVAK-Folterer bejammert, andererseits aber kaum ein Wort verloren hat über die Zehntausenden von Ermordeten während der Schah-Zeit. Entgegengehalten wird dem Westen auch, daß er Völkerrecht mit zweierlei Maß mißt. Auf der einen Seite werde bei der Geiselnahme in der Teheraner US-Botschaft vom Bruch internationalen Rechts gesprochen, auf der anderen Seite hätten die gleichen Staaten ihre Stimme nicht erhoben, als mit Hilfe des amerikanischen CIA die vom Volk gewählte Regierung Mossadegh Anfang der 50er Jahre gestürzt wurde. Unter diesem Völkerrechtsbruch habe das iranische Volk 25 Jahre lang gelitten und blutige Opfer gezahlt. Der islamische Jurist und Sprecher des Revolutionsrates, Dr. Hassan Habibi, meinte sogar jüngst bei einem persönlichen Zusammentreffen, durch die Botschaftsaktion zwingt der Iran die Weltgemeinschaft zu einer Neudefinition des Völkerrechts. Nach der Wiener Konvention seien Botschaften nur geschützt, solange sie ihre Aufgabe erfüllten, nämlich die politischen Interessen ihrer jeweiligen Staaten zu vertreten. Die Immunität bleibe nicht mehr erhalten — so meinte er — wenn sich die Botschaften in die inneren Angelegenheiten der Gastländer einmischten. Habibi: »Künftig muß die Wiener Konvention nicht nur formal, sondern auch inhaltlich ausgelegt werden«.

Der Aspekt der iranischen Revolution, der in unseren Medien wie auch bei den Politikern auf größtes Unverständnis stößt, ist die Rolle des Islam. Und ge-

rade dieser dieser Aspekt wird in weiten Teilen der Dritten Welt Spuren hinterlassen. Bietet der Islam doch nicht nur religiöses Verhaltensmuster für den täglichen Gebrauch, sondern gleichzeitig kulturelle Identität gegen eine aufgezwungene westliche Konsumideologie. Zudem haben islamische Geistliche im Iran gezeigt, welche Kraft eine Religion haben kann, wenn ihre sozialrevolutionären Komponenten konsequent umgesetzt werden. Das unterscheidet übrigens Khomeini nicht von Ernesto Cardenal oder Camillo Torres.

Seit der Revolution im ehemaligen Kaiserreich brodelt es in der gesamten islamischen Welt. Die reaktionären Regime sehen sich zunehmend mit Bewegungen konfrontiert, die ihre Kraft für solidarisches Handeln gegen Unterdrückung und Ausbeutung aus einem neu interpretierten Islam schöpfen. Von einer islamischen Renaissance wird gesprochen, die bis in die kleinsten Scheichtümer hineinwirkt.

Der Versuch des Iran, seinen eigenen Weg gegenüber der restlichen Welt durchzusetzen, wird noch lang und hart sein. Iranische Politiker sehen das realistisch. Hassan Habibi: »Die Unabhängigkeit eines Landes bedeutet nicht nur die politische Befreiung von einer Kolonialmacht, sondern auch kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit. Wir haben bisher nur die politische Selbständigkeit erreicht.« Wie lange es dauert, bis das iranische Volk sein Ziel erreicht hat, wird auch von unserem Verhalten und dem der restlichen Völkergemeinschaft abhängen.

Phillipe Henri Ledru

## **Die Verbindung von Sozialismus und Islam in Algerien**

Als »demokratisch« oder »sozialistisch« bekennen sich die meisten Regierungsformen des afrikanischen Kontinents: jedoch stellt die »Demokratische Volksrepublik Algerien« ein außerordentlich originelles theoretisches Modell dar. Der 1965, drei Jahre nach der Befreiung von mehr als 100 Jahren französischer Kolonialherrschaft, durch einen Militärputsch an die Macht gekommene Boumedienne konnte bis zu seinem Tode 1978 in seinem Land jetzt fest etablierte Institutionen einführen, eine radikale Umstrukturierung der algerischen Gesellschaft in Gang bringen und grundlegende wirtschaftliche Errungenschaften ermöglichen. Das 15 Jahre alte Regime ist gekennzeichnet durch eine in Afrika seltene Stabilität. Innerhalb dieser Zeit hat das Regime z.T. auch durch das persönliche Prestige des verstorbenen Präsidenten sowohl in der arabischen Welt als auch in der Dritten Welt Beachtung gefunden, insbesondere bei den Staaten oder oppositionellen Bewegungen, die neokolonialistische Einmischungen von

Industrieländern ablehnen. Daß die nach außen durch Volksbefragungen bestätigten politischen Vorhaben von einem jedem Algerier tatsächlich gebilligt werden, erscheint jedoch fragwürdig. Die von der einzig legalen Revolutionspartei FLN (Front de libération nationale) erarbeiteten politischen Prinzipien beinhalten nämlich Formulierungen, die vielleicht absichtlich von den Verfassern ungenau gelassen wurden und die dazu dienen könnten, eine Politik im Sinne des sozialistischen Weges anzuwenden, ohne die Tradition einer islamischen Gesellschaftsstruktur zu sehr anzutasten. Der Versuch der Nationalcharta, die moralischen Werte des Islam und des algerischen Sozialismus als ergänzend darzulegen, mag bei einer Analyse der offiziellen Texte nicht unbedingt selbstverständlich erscheinen. Die Aneinanderreihung z.T. widersprüchlicher Grundsätze wird ganz besonders in der sozialen Lage der Frau deutlich. Außerdem kann am Beispiel ihrer immer wieder behaupteten »Emanzipation« das Auseinanderklaffen zwischen eingetragenen Grundsätzen und politischer Praxis, bzw. gesellschaftsstabilisierenden Verhaltensweisen besonders hervorgehoben werden.

### **Die algerische Sozialismus-Konzeption: Theorie und Praxis**

Der sozialistische Weg bedeutet die Notwendigkeit, drei gesellschaftspolitische Hauptziele erreichen zu müssen:

- Konsolidierung der nationalen Unabhängigkeit.
- Errichtung einer Gesellschaft, die befreit ist von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.
- Forderung nach freier Entfaltung des Menschen.<sup>1</sup>

Der Sozialismus wird als logische Konsequenz des 1954 gegen den französischen Kolonialismus begonnenen Kampfes angesehen; er soll die Wirtschaft vor jeglicher Form von kapitalistischer Einmischung und Ausbeutung durch ausländische Trusts bewahren. Da der Außenhandel zu 95% aus dem Erdöl und Gasexport gebildet wird und da im Gegensatz zu Persien die Reserven in 20 Jahren erschöpft sein werden, soll bis zum Jahre 2000 ein vielfältiges Infrastruktursystem sowie eine konkurrenzfähige Industrie geschaffen werden, deren Gewinne direkt an das Land gehen und die wirtschaftliche Unabhängigkeit ermöglichen sollen. Aus diesem Grunde sind ab 1966 alle ausländischen und algerischen Privatunternehmen sowie die Bodenschätze nationalisiert worden. Soweit heute Fertigprodukte und Konsumgüter in Algerien produziert werden können, wird auf Importe verzichtet. Die zu großen Projekte und Forschungen hinzugezogenen ausländischen Firmen können sich nur bis zu 50% beteiligen. Der Privatsektor und das Privateigentum sind jedoch für kleinere Betriebe durch den Artikel 16 der Verfassung garantiert, solange sie von sozialem Nutzen sind. Da immer wieder in den offiziellen Texten das ausländische Kapital mit dem Kolonialismus in Verbindung gebracht wird, soll für die Bevölkerung der hier praktizierte Sozialismus als der einzige vernünftige Weg gelten, der dem insbesondere seit dem Befreiungskampf sehr ausgeprägten Nationalbewußtsein gerecht werden kann. Um dieses nicht zu gefährden, soll die algerische Bevölkerung gegebenen-

falls Mängel im Güterangebot und Versorgungsengpässe in Kauf nehmen. Das offenkundigste Merkmal der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen bildete vor der nationalen Unabhängigkeit die Beziehung zwischen den französischen Großgrundbesitzern und den Fellahs (Bauern). Nach dem im Koran vorgeschriebenen Grundsatz »die Erde gehört demjenigen, der sie bestellt«, wurde 1972 die Agrarrevolution gestartet. Nach sowjetischen Leitbildern erarbeitet, sollte sie durch die Nationalisierung und Anhebung der landwirtschaftlichen Produktion bedeutende Importabhängigkeiten Algeriens abbauen und durch Schaffung einer neuen leistungsfähigen agrarischen Struktur rechtzeitig der rein industrieller Entwicklung früher oder später drohenden Rezession zuvorkommen. Die früher von den französischen Siedlern bewirtschafteten Güter werden heute durch Selbstverwaltungsorgane (domaines autogérés) der Landarbeiter geleitet. Der sozialistisch organisierte Sektor umfaßt ca. ein Drittel der Nutzfläche. Der Agrarsektor umfaßt heute noch 70% der Bevölkerung und hat einen Anteil von 15% am Bruttosozialprodukt. Von der Agrarreform versprachen sich diese Bevölkerungsgruppe die Enteignung von algerischen, in der Stadt lebenden Großbesitzern, die die französischen Siedler ersetzt hatten, und die die Landarbeiter immer noch unter der Regel der Khamessat<sup>2</sup> beschäftigten.

Wenn auch langfristig die Agrarrevolution zum Symbol des Abbaus sozialer Gegensätze werden soll, ist die trotzdem bisher aus Mangel an sozialistischem Bewußtsein nur bedingt erfolgreich. Die Erträge aus dem privaten Sektor betragen wesentlich mehr als die aus dem verstaatlichten Sektor. Die Weizenproduktion ist von 20 Millionen Zentner unter der Kolonialherrschaft auf 18 Millionen heute gefallen. 21% der Exporterlöse werden für Nahrungsmittel (Getreide, Hammelfleisch etc.) ausgegeben. Nur erhebliche staatliche Subventionen können die seit einigen Jahren galoppierenden Preiserhöhungen der Grundnahrungsmittel dämpfen. Die Einrichtung von »sozialistischen Dörfern« (kleine selbstverwaltete Bauernwohn- und arbeitgemeinschaften) in den unfruchtbarsten Gegenden und ab 1971 auch auf ehemaligen Gütern algerischer Großgrundbesitzer vollzieht sich viel langsamer als vorausgesehen. Der Versuch, die Nomaden dort sesshaft zu machen, ist (insbesondere bei den Tuaregs) z.T. auf Ablehnung gestoßen, da Sesshaftigkeit und Ackerbau mit der Tradition eines Nomadenvolkes unvereinbar sind. Sollten weiterhin ehemalige Agrarstrukturen und dadurch auch soziale Verhaltensweisen »zerstört« werden, ohne daß dies von der Bevölkerung mitgetragen wird, ist zu befürchten, daß der sozialistische Weg als »Revolution von oben« angesehen wird.

Wohlwissend über die zahlenmäßige Wichtigkeit der »armen Bauern«, haben ihnen die Verfasser der Nationalcharta die wichtigste Rolle neben den »Arbeitern der Städte und der nationalen revolutionären Kadern« verliehen. Sie betonen die Besonderheit der Gesellschaften der Dritten Welt und haben von daher auf den marxistischen Begriff der Diktatur des Proletariats, das angeblich in Algerien nicht existiert, verzichtet.

Der algerische Sozialismus distanziert sich außerdem entschieden von einer

materialistischen »Metaphysik«: »Der Sozialismus ist keine Religion, er ist eine strategische Waffe, welche der Realität jedes Volkes Rechnung trägt und damit jeden Dogmatismus ausschließt.«<sup>3</sup> Hinweise auf Marx und auf marxistische Theorien werden konsequent vermieden, damit das algerische Sozialismus-Modell nicht als importierte Ideologie verdächtigt wird, die einer immer wieder hervorgehobenen nationalhistorischen Legitimität entgegenstehe.

Der algerische Sozialismus hat jedoch auf sozialem Gebiet, im Bildungssystem und in der raschen Entwicklung von Infrastrukturen eindeutige Erfolge vorzuzeigen. Es gibt demnach Faktoren, die nicht unbedingt systembedingt sind (Bevölkerungsexplosion, die geringe Kapazitätsauslastung der Industrie, die hohe Abwesenheitsquote der Arbeiter, das durch die Landflucht entstandene Lumpenproletariat, die Schwerfälligkeit des bürokratischen Apparats und das sogar schon in der Nationalcharta bekämpfte Schmarotzertum) die es den Bürgern nicht erlauben, einen angemessenen Lebensstandard zu erhalten bzw. zu verwirklichen. Um ihr Vertrauen in das System zu erhalten, und um die fast ausschließlich langfristig angelegte Wirtschaft nicht zu gefährden, muß stets die Identität des Sozialismus mit dem jahrzehntelangen Kampf gegen den Imperialismus betont werden. 15 Jahre nach der Unabhängigkeit wird immer noch — trotz weitestgehender Lösung von Frankreich und kaum vorhandenem neokolonialistischem Einfluß — das Bild der ausbeutenden westlichen Industrienationen gepflegt, damit die algerische Gemeinschaft politisch homogen hinter dem Staat steht. Ob die historischen Wurzeln des algerischen Sozialismus allein weiterhin bei einer Bevölkerung, deren Hälfte unter 18 Jahre ist, dafür auf Dauer ausreichen wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Verschwiegen wird außerdem, daß der wirtschaftliche Ausbau steigend von kapitalistischen Hilfen gewährleistet wird, und daß der Handel mit den USA und der Europäischen Gemeinschaft außer für die Waffenkäufe weit über dem mit den COMECON-Ländern (abgesehen von der algerisch-sowjetischen Kooperation) liegt.

Der algerische Sozialismus erweist sich jedoch insgesamt als von realpolitischer Sachlichkeit geprägt, was desto unentbehrlicher erscheint als die als logisch angesehenen Zusammenhänge zwischen Befreiungskampf und Sozialismus einerseits, »sozialistische Demokratie« und islamischer Gemeinschaft andererseits nicht ohne weiteres einsichtig sind.

### **Sozialismus und Islam im algerischen Modell: Gegenseitige Ergänzung oder theoretische Sackgasse?**

Die Kolonialverwaltung ermutigte die religiöse Praxis der islamischen Bevölkerung, förderte sogar den Aberglauben und die magischen Praktiken. Diese Politik sollte herrschaftsstabilisierend wirken; in der Tat gewann sich die französische Verwaltung eine zeitlang durch ihre »Toleranz« gegenüber der Religion und den traditionellen Autoritätsstrukturen die stillschweigende Unterstützung der nationalen und politischen Führer, Ben Bella und Ferraht Abbas. Jedoch entstand unter der wachsenden Repression der französischen Armee Anfang der



50er Jahre bei der moslemischen Bevölkerung das Bewußtsein einer islamischen Gemeinschaftsidentität (ijma), und der Islam — unterstützt meist von den religiösen Vereinen (Zouias) wurde zur Waffe im Befreiungskampf. Die Religion wurde zur moralischen Stütze und dann zum Symbol des Sieges über die Entmenschlichung durch den französischen Kolonialismus und die nationale Erniedrigung.

Der Islam als Staatsreligion wird heute also in der Nationalcharta als integraler Bestandteil der algerischen historischen Persönlichkeit angesehen. Dies gilt jedoch nicht für den »konservativen« Islam, der dem unzeitgemäßen Joch des Feudalismus, der Gewaltherrschaft und des Obskurantismus<sup>4</sup> diene und zum Verfall der islamischen Welt und seines »ursprünglichen Sinnes für Gerechtigkeit und Gleichheit«<sup>5</sup> führte. Vielmehr wird für einen emanzipatorischen Islam eingetreten, der »der Welt eine sehr hohe Konzeption der menschlichen Würde gegeben hat, die den Rassismus, den Hurratriotismus und die Ausbeutung des Menschen«<sup>6</sup> verurteilt.

Dort wie auch in der Nationalcharta kann der Gleichheitsgrundsatz dieses »lebendigen« Islams in jeder Epoche einen angemessenen Ausdruck finden. Der sozialistische Weg wird zur einzigen Praxis, die den Anforderungen der Glaubensprinzipien entspricht und eine Rekonstruktion des moslemischen Denkens durch eine notwendige totale Umgestaltung der Gesellschaft ermöglicht. Vergleicht man jetzt die historischen Ziele der sozialistischen Revolution mit denen des Islams, ist in der Formulierung eine eindeutige Übereinstimmung bzw. eine Wechselwirkung festzustellen. Die sozialistische Revolution soll dem Islam bei der Beseitigung urväterlicher patriarchalischer, halbfeudaler Stammesstrukturen helfen, die er nach der offiziellen Interpretation nicht beinhaltet.

Die algerische Regierung behauptet, daß der Sozialismus auf dem Araboislamismus beruht, oder daß der Araboislamismus durch den Sozialismus befreit und weiterentwickelt wird. Der Bevölkerung soll damit klar werden, daß sich der algerische Sozialismus auf die edelsten Traditionen des Islam stützt und zukunftsgerichtet ist, daß er in sich die Synthese einer »wahren« Tradition mit einer »wahren« Modernität darstellt. Der Islam soll so zur moralischen Hilfe für die Bürger werden. Dem Staat kommt demgegenüber die Aufgabe zu, die materiellen Voraussetzungen zu schaffen, damit sich die algerische Gesellschaft die Vorteile der modernen Zivilisation aneignen kann.

Ein gründliches Studium des Korans erscheint unentbehrlich, um zu prüfen, ob vom theoretischen Inhalt her Islam und Sozialismus zu vereinbaren sind. Solange man — wie einige religiösen Anführer nicht nur islamischer Konfession es immer mehr tun (islamische Forschungen der Kairo Universität, Kongresse des islamischen Denkens in Amman oder in Tamanrasset) nur die humanistischen Grundsätze (Brüderlichkeit, Barmherzigkeit, Solidarität) des Islam betrachtet, bleibt die offizielle algerische Argumentation ziemlich unproblematisch. Wenn aber die als Traditionalisten bezeichneten islamischen »Andersdenker« den Islam als eine Ideologie begreifen, die alle Aspekte des sozialen und politischen

Geschehens umfaßt, wird für sie die Verbindung der islamischen Werte mit denen des Sozialismus, auch eines Algerienspezifischen, unmöglich. Für diese religiösen Kritiker des algerischen Regimes ist »jegliche politische Partei, jegliche Regierungsform, die sich nicht ausschließlich aus dem Islam begründet, illegitim und gefährlich. Die kommunistische Partei, eine nichtreligiöse Partei, eine sozialistische oder eine marxistische ... dürfen auf islamischen Boden nicht existieren«. <sup>7</sup>

Der in Algerien verstandene Sozialismus kann wiederum als ein sinnvolles Mittel angesehen werden, um den Einfluß der sich in der islamischen Welt verbreitenden Re-Islamisierungsbewegungen zu dämpfen: Dadurch, daß in Algerien der technische Fortschritt und alle Formen der Modernisierung als nationale Errungenschaften dargestellt werden, wird die beliebte Argumentation der Traditionalisten, technischer Fortschritt gleich Verwestlichung gleich Zerstörung der orientalischen, kulturellen und religiösen Eigenheit, hinfällig.

Durch äußerliche Maßnahmen (Einschränkung des Alkoholverkaufs, Festlegung des Feiertages auf den Freitag, Bau von Moscheen) sowie durch ständige Betonung der Familienwerte und der islamischen Gemeinschaft, versucht sich der Staat als in Übereinstimmung mit dem Islam handelnd zu legitimieren. Widersinnig erscheinende Anordnungen und Pannen auf dem sozialen Gebiet werden auf »Korruption« und Mangel an Nationalbewußtsein der Bürokratie zurückgeführt und sogar als solche in den Massenmedien angeprangert.

Der Versuch, die islamische Lehre, die für eine Wüstengesellschaft des 7. Jahrhunderts konzipiert war, mit der modernen Welt in Einklang zu bringen, wird in der letzten Zeit intensiviert. Ob die islamische Gesellschaft aber als egalitär oder als Klassengesellschaft gelten soll, hängt heute mehr denn je von den Koraninterpretationen ab.

Wenn man davon ausgeht, daß der Sozialismus eine sich selbst stets überwindende Bewegung darstellt, die eine vervollkommnungsfähige Welt voraussetzt, scheinen die Sure 67 § 1 »Du kannst an der Schöpfung des Barmherzigen kein Versehen (oder keine Unregelmäßigkeit) feststellen« und die Sure 4 des Korans, die Gott als den Urheber des Guten und des »Schlimmen« verkündet, gegen den sozialistischen Weg zu sprechen. Wenn die Schöpfung von vornherein von Gott so gewollt ist, ist das Bestehende unantastbar und jegliche Verbesserung ausgeschlossen, ja anti-islamisch.

Selbst die offizielle Islamkonzeption Algeriens erscheint jedoch als widersprüchlich. Man beobachtet gleichzeitig zwei Tendenzen: Die erste will rückschrittliche ländliche religiöse Praktiken bekämpfen, und die zweite will die jungen Algerierinnen vor dem »moralischen Verfall« beschützen, der von dem westlichen Einfluß verursacht sei; unter diesem »moralischen Verfall« ist die Distanzierung von traditionellen Verhaltensweisen, die die herkömmliche Familienstruktur in Frage stellen, zu verstehen. Die Aufrechterhaltung der Familienformen wird stets mit der Treue gegenüber dem islamischen Glauben verbunden. Der algerische Islam kann also in der soziokulturellen Sphäre auch als rück-

schrittlich wirkende Kraft aufgefaßt werden. Die Problematik der Emanzipation der Frau ist in dieser Hinsicht von besonderer Wichtigkeit.

### **Die Frau zwischen Emanzipation und Traditionstreue**

»Die Männer stehen über den Frauen, weil Gott sie (von Natur vor diesen) ausgezeichnet hat und wegen der Ausgaben, die sie von ihrem Vermögen gemacht haben.« Wie kann das Gebot der Sure 4 § 34 aus dem Koran mit einem Islam »Religion des Fortschritts, die die Gleichheit der Rechte bei allen Menschen anerkennt«, wie Boumedienne<sup>8</sup> ihn bezeichnete, übereinstimmen? Die offiziellen Texte vertreten eine emanzipatorische Auffassung des Islam, und sogenannte rückschrittliche Verhaltensweisen in Bezug auf die Beziehung der Gesellschaft zur Frau und Familie werden einfach für Überbleibsel einer patriarchalischen Tradition erklärt. Es steht außer Zweifel, daß im Namen des Korans frauendiskriminierende Gewohnheiten von den Männern zu legitimieren versucht werden, und daß tatsächlich einige Gebote des Korans die Frau in einem eindeutigen Abhängigkeitsverhältnis dem Mann gegenüber darstellen. Die Frauenpolitik der Nationalcharta ist für die Unsicherheit und das Schwanken im Hinblick auf die Korangebote, überlieferte Verhaltensweisen und normüberwindende Konzeptionen charakteristisch: einerseits garantiert die Gesetzgebung entschieden die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rechte der Frau, »ein Imperativ der Gerechtigkeit, der durch eine Dialektik des Fortschritts, der Demokratie und des harmonischen Aufbaus des Landes motiviert ist.«<sup>9</sup> Andererseits können Formulierungen wie, »die Emanzipation der Frau bedeutet nicht das Verlassen der Ethik, die tief in unserem Volk verankert ist«<sup>10</sup>, mit Recht als beträchtliche Einschränkungen gesehen werden. Ferner wird in manchen Reden die Frau davor gewarnt, der Emanzipation, wie man sie im Westen versteht, nachzueifern. Im Namen des Islams und der kulturell-ethischen Tradition wird die Frau nach wie vor konsequent als Beschützerin der Familie angepriesen. Die Wünsche der Algerierinnen nach Befreiung von väterlicher und dann von ehelicher Bevormundung, vom »Hausarrest« (Klaustration), ihr Streben nach Bildung, wirtschaftlicher Selbständigkeit und politischer Beteiligung können also leicht als Verwestlichung diskriminiert werden. Offizielle Hochachtung genießen die Frauen wegen ihrer Unterstützung im Befreiungskampf. Ihre einstige Rolle im politischen Geschehen kann sich in der 1963 gegründeten, einzigen legalen Frauenorganisation UNFA fortsetzen. Forderungen wie Gleichheit im Erbrecht der Frau, Beseitigung der immer noch legalen Bigamie und das Vormundschaftsrecht, werden dort zwar gestellt, trotzdem gerät immer mehr der direkt der FLN untergeordnete Verein in den Verdacht, die politische Emanzipation der Frau als Rückhalt der Regierungspolitik fungieren zu lassen. Der Artikel 6 aus der Satzung der UNFA könnte dementsprechend interpretiert werden: »Das Ziel (der UNFA) ist die Organisation und Mobilisierung der algerischen Frauen aus der Stadt und aus dem Land, um die Allianz der revolutionären Kräfte im Rahmen der avantgardistischen Partei FLN zu verstärken.« Abgesehen davon, daß über-

wiegend Frauen mit überdurchschnittlicher Bildung und aus dem unmittelbaren Umkreis von Algier in der UNFA tätig sind, fühlen sich die Frauen von dem Verein in ihren Forderungen nicht vertreten, sogar als Frauen für eine Politik und für eine Gesellschaft mißbraucht, die von Männern für Männer gemacht wird. In der Tat sowohl im Zentralkomitee und im Politbüro der FLN als auch im Exekutivkomitee und Generalsekretariat des Nationalen Gewerkschaftsbundes findet man keine Funktionärin. In der Nationalversammlung sitzen nur 10 weibliche Abgeordnete...

Wenn die Algerierin überhaupt im politischen Leben in Erscheinung tritt, dann entweder als Mitglied der UNFA oder — schon seit 1958 — als Wählerin. Die Art der Wahlbeteiligung ist aber, was ihre Wirksamkeit anbelangt, sehr zweifelhaft; der Staat verabschiedete ein Gesetz über das Vertretungsrecht der Frauen durch einen Mann aus der Familie (Vater, Bruder oder Ehemann). So wird die Wahlbeteiligung durch Umgehung der immer noch üblichen Frauenklausurration erhöht. Der Mann kann dadurch über zwei oder sogar mehr Stimmen bei der Wahl verfügen. In der Konsequenz heißt das nicht nur rückschrittliche Tradition, sondern auch staatliche Unterstützung der Klausurration, die die Männer sogar mit einem erweiterten Wahlrecht beschenkt.

Auf dem Gebiet der Alphabetisierung und der Grundschulausbildung sind — trotz familiärer Hindernisse — die Erfolge unbestreitbar. In den Schulen nehmen die Mädchen in gleicher Weise wie die Jungen am Unterricht teil. Im universitären Bereich ist allerdings seit zwei Jahren eine Abnahme der Zahl der Studentinnen zu bemerken. In der Berufsschulausbildung läßt sich eine Beschränkung auf frauenspezifische Berufe (Näherin, Büglerin, Schreibkräfte) beobachten. Das höhere Bildungswesen bleibt geschlechtsspezifisch ausgerichtet und führt also zwangsläufig zur traditionellen Rollenverteilung. Wenn offiziell die Arbeit als frauenemanzipatorisch beurteilt wird, behält trotzdem die Frauenerwerbstätigkeit in Algerien immer noch den Charakter des »Normbrecherischen«. Diese Tendenz wurde durch die wachsende Arbeitslosigkeit noch verstärkt. Selbst Boumedienne schlug in der Öffentlichkeit vor, Arbeitsplätze vorrangig den Männern zu verschaffen. Das Gewohnheitsrecht und nicht unbedingt der Islam, auch wenn das erste — wie schon erwähnt — durch das zweite begründet bleibt, führt dazu, daß die Erwerbstätigkeit in Algerien die Frau ins soziale Abseits drängt; nur bei einem akademischen oder künstlerischen Beruf kann sie es vereinbaren, erwerbstätig zu sein und zugleich gesellschaftlich ihr Gesicht zu wahren. Bemerkenswert ist außerdem, daß die Frauen als höchste Werte des Araboislamismus die Respektierung des Fastenmonats, die Erfüllung der Pilgerpflicht betrachten, daß die Männer darin hingegen mehr eine »Disziplinierungsfunktion« der Religion sehen. — Der Pluralismus der Rechtslage und -praxis in Familienangelegenheiten und die seit Jahren vertagte Verabschiedung eines neuen Familienrechtes, die Unentschlossenheit der Regierung in Bezug auf die Schwangerschaftsverhütung (trotz des enormen Bevölkerungszuwachses) heben das Dilemma des Gesetzgebers besonders hervor.

In den politischen Institutionen ist formal keine Geschlechtsdiskriminierung angelegt. Die institutionellen Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Teilnahme der Frau am sozialpolitischen Leben sind gegeben. Jedoch schlägt sich diese fortschrittliche Haltung nicht in der Praxis nieder.

**Anmerkungen**

- 1 FLN (Hrsg.) Charte nationale, Alger 1976, p.22.
- 2 Der Landarbeiter bekommt ein Fünftel der Ernte, der Rest geht an den Eigentümer.
- 3 Charte Nationale, op.cit., p.23.
- 4 Idem, p.21.
- 5 Idem, p.21.
- 6 Idem, p.21.
- 7 *Ideologie et régime politique*, in: *Humanisme musulman*, Paris, août 1965, p.65.
- 8 zit. in: P. Balta/C. Rulleau: *La stratégie de Boumedienne*, Paris 1978, p.141.
- 9 Charte Nationale, op.cit., p.72.
- 10 Idem, p.51.

Hans Barschkies, Heinz-Gerd Hofschien und Arnim Meier

**Anmerkungen zur Diskussion um die Afghanistan-Krise\***

**Die Reaktion auf die Vorgänge in Afghanistan**

1.

Die Intervention sowjetischer Truppen in Afghanistan im Dezember 1979 beherrscht wie kaum ein anderes Thema die öffentliche Diskussion. Die Medien und die bürgerlichen Parteien nehmen die Vorgänge in Afghanistan zum Anlaß für eine schon zügellos zu nennende antisowjetische Kampagne, die die gegenwärtige internationale Krisensituation (und die Kriegsfurcht der Bevölkerung) anheizt, und die die Ursachen dieser Krise, die mit der Nichtratifizierung des SALT-II-Vertrages durch die USA, dem Raketenbeschluß der NATO und den amerikanischen Aggressionsdrohungen gegen den Iran lange vor dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan begonnen hat<sup>1</sup>, zu verschleiern sucht und die Schuld für die Spannungen der UdSSR zuzuweisen trachtet.

\* Die hier veröffentlichte Fassung dieses Artikels ist in wesentlichen Teilen gekürzt. Insbesondere auf die Veröffentlichung der Abschnitte über die innenpolitische Entwicklung Afghanistans und die interne Entwicklung der Revolution mußte nach Abschnitt 8 aus Platzgründen verzichtet werden. Die ungekürzte Fassung dieses Artikels ist erschienen in: *West-express Extra*, Info der Jungsozialisten in der SPD, Unterbezirk Bremen-West: Zur Einschätzung der Entwicklung in Afghanistan, 2. erw. Aufl., Bremen Juli 1980 (erhältlich gegen die Einsendung von DM 1,50 in Briefmarken beim Vorstand des Unterbezirks Bremen-West der Jungsozialisten in der SPD, Steffensweg 37c, 2800 Bremen)

Die Argumentationsreihen der nahezu gleichgeschalteten Medien mobilisieren alle — durch die Entspannungspolitik der letzten zehn Jahre überwunden geglaubten — Vorurteile gegen die sowjetische Außenpolitik. Der UdSSR wird der brutale Überfall auf einen kleinen, friedlichen Nachbarn vorgeworfen, der in das »Sowjetimperium« eingegliedert werden solle, die Sowjetunion folge dem alten Zarentraum nach Warmwasserhäfen, wolle möglicherweise Pakistan erobern, um den Persischen Golf und die westliche Ölversorgung abzuschnüren, etc., etc.

Die Aufständischen in Afghanistan werden zu Freiheitshelden hochstilisiert, bei deren Bekämpfung die Sowjetarmee vom Gasangriff bis zu Massenerschießungen alle nur denkbaren Bestialitäten anwende.<sup>2</sup>

Diese Propaganda von »Spiegel« bis »Welt« zu widerlegen, ist hier nicht der Ort. Die Korrektur aller gezielten Greuelmeldungen aus Afghanistan (die, wenn sie die beabsichtigte Wirkung auf das Massenbewußtsein gezeitigt haben, teilweise von eben diesen Medien, die sie verbreitet haben, zurückgenommen werden — so etwa bei den groß aufgemachten Berichten über sowjetische Napalm- und Gas-Angriffe, oder über die Einführung des Rubels als afghanische Landeswährung) würde inzwischen ganze Bücher füllen.<sup>3</sup> Die Wirkung dieser Manipulationen ist beträchtlich: Nach einer »Stern«-Umfrage glauben nur noch 17% der bundesrepublikanischen Bevölkerung an den Friedenswillen der Sowjetunion.<sup>4</sup>

## 2.

Die sowjetischen Maßnahmen in Mittelasien sind von der Carter-Administration sofort zu einer erheblichen Verschärfung der internationalen Lage genutzt worden. Die Gelegenheit für die seit längerem angestrebte Umkehrung des Entspannungsprozesses (in dessen Verlauf der globale Einfluß der USA zurückgedrängt wurde), die Absicht der innenpolitischen Profilierung im Wahljahr, die Möglichkeit, die zu mächtig und zu selbständig werdenden Verbündeten in Westeuropa und Japan wieder in die Pflicht zu nehmen, und die Chance, die iranische Schlappe zu überspielen, trafen zusammen. Carter, der als erster Präsident nach der Vietnam-Niederlage wieder zu einer offensiven imperialistischen Politik übergegangen war (wobei er im Nahen Osten einen Teilerfolg erzielt hatte)<sup>5</sup>, begann mit seinen Boykott-Maßnahmen eine neue Containment-Politik gegenüber der Sowjetunion.

## 3.

Aber die Ereignisse in Afghanistan haben nicht nur die in ihren Absichten durchsichtigen und in ihrer moralischen Inkompetenz evidenten Reaktionen der herrschenden Kreise des Westens (die seit Vietnam, Chile, Nicaragua... doch wohl jedes Recht verwirkt haben, sich auf Menschenrechte und Nichteinmischungsprinzipien zu berufen), hervorgebracht, sondern sie werden auch in der internationalen demokratischen und Arbeiterbewegung kontrovers diskutiert.

Die Tatsache, daß ein sozialistisches Land mit militärischen Mitteln in einem anderen souveränen Staat interveniert, muß angesichts der von der Arbeiterbewegung und den sozialistischen Ländern selbst vertretenen Prinzipien der Nichteinmischung und der Souveränität der Staaten als schwerwiegend erachtet werden, und macht eine prinzipielle Diskussion dieses Vorganges zur Pflicht.

Die kommunistischen Parteien sind sich in der Bewertung der Legitimität des sowjetischen Vorgehens uneinig. Während die KPI (und mit ihr die kommunistischen Parteien Jugoslawiens, Spaniens, Großbritanniens u.a.) das militärische Eingreifen der UdSSR als eine »in jedem Fall ... unzulässige Verletzung der Prinzipien von Unabhängigkeit, Souveränität und Nichteinmischung in innere Angelegenheiten ..., die die Grundlagen der Beziehungen zwischen den Staaten bilden müssen und in jeder Situation zu respektieren sind«<sup>6</sup> bezeichnet, verweist die KPF auf die vom Ausland geschürten konterrevolutionären Aktivitäten in Afghanistan und auf das Recht jedes Staates, seine Verbündeten zu Hilfe zu rufen.<sup>7</sup>

Die Staaten der Dritten Welt und die Blockfreien haben mit großer Mehrheit jede — und somit auch die sowjetische — Einmischung in Afghanistan, das selbst Mitglied der Blockfreien-Bewegung ist, verurteilt, und haben sich damit zum ersten Mal seit langer Zeit von der UdSSR distanziert.

Die sozialdemokratischen Parteien haben mit unterschiedlichen Begründungen, die vom Postulat generellen Gewaltverzichts in den internationalen Beziehungen bis zur Übernahme amerikanischer Propagandathesen reichen, die Intervention der Sowjetunion gebrandmarkt.

Die Ablehnung des sowjetischen Vorgehens herrscht auch bei den Jungsozialisten — mit unterschiedlichen Begründungen in den einzelnen Strömungen — vor, wobei alle Gruppierungen der Jusos sich im Eintreten für die Fortsetzung der Entspannungspolitik und in der scharfen Abgrenzung gegenüber der US-Politik einig sind. Die bisherigen Stellungnahmen der Juso-Linken folgen — mit Ausnahme der Haltung des SHB — dieser Linie: Die Juso-Hochschulgruppen, die in einer differenzierten Stellungnahme die Ursachen und Nutznießer der Krise im westlichen Lager analysieren und die Errungenschaften der afghanischen Revolution positiv bewerten, beziehen in der Interventionsfrage den Standpunkt der KPI.<sup>8</sup> Die Zeitschrift der Hamburger Jusos hingegen orakelt: »Ohne unterstellen zu wollen, daß die UdSSR einen strategischen Generalplan haben, die kommunistische Weltherrschaft durch allmähliche Ausdehnung auch territorialer Art durchzusetzen, bleibt doch durch Afghanistan das Unbehagen, daß jederzeit mit einem sowjetischen Einsatz militärischer Gewalt gegen souveräne Staaten gerechnet werden muß«<sup>9</sup> und liefert damit ein Beispiel, daß auch die Juso-interne Diskussion zu dieser Frage nicht von der herrschenden Meinung unbeeinflusst bleibt.

Detlev Albers und Hans Alexy, die den bislang umfassendsten Versuch einer Einschätzung der afghanischen Ereignisse aus den Reihen der Juso-Linken vorgelegt haben, stützen ihre Kritik im wesentlichen auf zwei zentrale Argumenta-

tionsstränge: Die »militärische Intervention der SU stellt eine eklatante Einmischung der SU in die inneren Angelegenheiten Afghanistans, d.h. eine klare Verletzung der nationalen Souveränität und Unabhängigkeit Afghanistans dar« und »... verletzt darüber hinaus das elementare Prinzip der internationalen Arbeiterbewegung, daß die Befreiung der Völker von den auf ihnen lastenden Ausbeuterordnungen nur das Werk der Völker selbst sein kann, daß — mit anderen Worten — der Export der Revolution nicht in Frage kommt.«<sup>10</sup> Da diese Einschätzungen entweder das komplexe Bedingungsgefüge (aus weltpolitischer Situation — besonders der Ost-West-Beziehungen — Lage in der mittelasiatischen Region und Verlauf des afghanischen Revolutionsprozesses), das für die sowjetischen Maßnahmen konstitutiv war und ist, kaum berücksichtigen, oder gar losgelöst von der Analyse der konkreten Ereignisse eine abstrakte Bewertung der sowjetischen Politik am Maßstab absolut gesetzter Normen vornehmen, versuchen wir im Folgenden, auf der Grundlage der Darstellung der internationalen Lage und der Entwicklung Afghanistans zu Schlußfolgerungen über den Charakter des Vorgehens der UdSSR zu gelangen.

## Die internationale Lage

### 4.

Die Ereignisse in und um Afghanistan lassen sich nicht außerhalb des Kontextes der internationalen Beziehungen richtig beurteilen, sie werden nur verständlich, wenn wir den Blick auf den Stand und die Grundlagen des Entspannungsprozesses lenken: Der Kampf um politische und militärische Entspannung findet im Rahmen der allseitigen Auseinandersetzung zweier antagonistischer Gesellschaftssysteme statt. Da bedeutende Teile der Bourgeoisie grundsätzlich eine Abrüstungsfeindliche Haltung einnehmen, resultieren daraus enorme Widerstände gegen Abrüstung und Entspannung. Der Krieg, der Einsatz militärischer Gewalt und die Drohung mit ihrem Einsatz nach innen und außen, waren und sind reale Verhaltensmöglichkeiten kapitalistischer Systeme. Zwei imperialistische Weltkriege in diesem Jahrhundert sind dafür eindeutige Belege. Auch nach dem zweiten Weltkrieg gab es zahlreiche aggressive Handlungen und kriegerische Auseinandersetzungen.<sup>11</sup>

Angesichts der in der Vergangenheit hinreichend belegten und noch heute in bestimmten imperialistischen Kreisen, z.B. der CDU/CSU, offen erklärten oder indirekt propagierten Einverleibungs-, Rückgewinnungs- oder Vernichtungsstrategien gegenüber den sozialistischen Ländern, müssen sich diese Länder, um in Frieden leben und arbeiten zu können, in der Gegenwart noch bewaffnen.

Die Weltfriedensbewegung richtet heute ihre Aktivitäten in erster Linie darauf, den Frieden zu erhalten und die Lösung großer sozialer Probleme im globalen Maßstab (Hunger, Bildung, Gesundheit) anzustreben.

Der Kampf um die Friedenssicherung hängt auch von objektiven Faktoren ab, die ihn erleichtern oder erschweren. Zu den erleichternden objektiven Faktoren zählen:



- Für die Westmächte existiert die Gefahr der Selbstvernichtung in einem atomaren Raketenkrieg. Unter diesen Bedingungen wächst das Interesse der Westmächte, besonders der westeuropäischen Staaten, an begrenzten Schritten zur militärischen Entspannung, die die Gefahr des Ausbruchs eines globalen Krieges verringern.
- Die militärischen Potentiale der sozialistischen Staaten und des NATO-Paktes sind annähernd gleich groß. Unvermeidliche partielle Überlegenheiten der einen Seite werden durch Überlegenheiten der Gegenseite auf anderen Gebieten ausgeglichen. Es gibt für den Imperialismus keine reale Hoffnung mehr, eine *dauerhafte* »kriegsentscheidende« militärische Überlegenheit zu erringen.
- Die Kosten des Wettrüstens steigen steil an. Die Dauerbelastung der kapitalistischen Ökonomien führt, wie in der neueren marxistischen Abrüstungsdiskussion angenommen wird, zu einer negativen Beeinträchtigung des kapitalistischen Reproduktionsprozesses. Sie wirkt tendenziell gerade auf die ökonomischen Grundlagen, die Basis jenes Gesellschaftssystems ein, in dem das Wettrüsten wurzelt.<sup>12</sup>
- In wichtigen Ländern des Kapitalismus wächst der innenpolitische und soziale Druck der demokratischen und Arbeiterbewegung gegen Rüstungslasten, gegen Gewaltanwendung nach innen und außen durch die mit dem MIK (= Militärisch-Industrieller-Komplex) verbundenen Schichten der Bourgeoisie.

Um das Risiko des Ausbruchs von nuklearen Kriegen zu begrenzen und erste Schritte der militärischen Entspannung einzuleiten, sind zwischen Staaten, die antagonistischen Gesellschaftssystemen angehören, eine Reihe von spezifischen und partiellen Interessenübereinstimmungen entstanden, ohne daß die antagonistischen Wesenszüge von Kapitalismus und Sozialismus damit grundsätzlich verändert würden. Trotzdem werden die herrschenden Kreise imperialistischer Staaten, insbesondere in den USA, freiwillig nicht darauf verzichten, unter bestimmten, für sie günstigen Umständen, militärische Gewalt zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele einzusetzen.<sup>13</sup> (5. ...)

## 6.

Es ist nun festzustellen, daß seit Mitte der siebziger Jahre — also zeitlich lange vor den Ereignissen in Afghanistan — aggressive Kräfte in den imperialistischen Staaten an Boden gewinnen. Äußerungen führender Politiker und Ideologen lassen diese »Wende« erkennen. Der US-Präsident Carter verkündete bereits 1977: »Ich selbst neige dazu, die Sowjetunion aggressiv, natürlich auf friedliche Weise, in den Gebieten der Welt herauszufordern, die heute oder potentiell in zehn oder fünfzehn Jahren für uns von entscheidender Bedeutung sind. Dazu gehören Länder wie Vietnam, der Irak, Somalia und Algerien, Länder wie die VR China und sogar Kuba. Hier zu zögern, halte ich für unangebracht.«<sup>14</sup> Die USA suchen auf lange Sicht einen Ausweg aus den zugespitzten Krisenerschei-

nungen des Monopolkapitalismus (sinkende Akkumulationsraten, Arbeitslosigkeit, inflationäre Prozesse — in den USA fast 18% Preissteigerung in den ersten Monaten 1980 — Zerrüttung der Staatsfinanzen und des internationalen Währungssystems, Rohstoff- und Energieprobleme) und aus ihrer weltpolitischen Defensivposition in der Steigerung der nuklearen Macht im indirekten und direkten Einsatz militärischer Gewalt.

Im Gegensatz zu den Friedensinitiativen der sozialistischen Staaten (zuletzt die Ankündigung und bisher auch teilweise schon durchgeführte einseitige Reduzierung von 1000 Panzern und ca. 20000 Mannschaften aus Westeuropa), verstärken die USA und führende NATO-Gremien seit 1977 ihr Bemühen, eine abgestimmte außenpolitische und präzisierte Militärstrategie für den gemeinsamen Kampf gegen die sozialistischen Länder in den kommenden Jahrzehnten zu entwickeln.<sup>15</sup> Dabei ist ihnen einerseits der Weg des »roll backs« nach dem Motto der 50er Jahre versperrt, andererseits soll aber auf Konfrontation nicht verzichtet werden. Dies bedeutet: Statt Zusammenarbeit zum gegenseitigen Vorteil, schaffe Rivalität in der Außen- und Militärpolitik; statt Rüstungsbegrenzung und schrittweiser Abrüstung, forcierte Aufrüstung; statt Entspannung mittels Suche nach gemeinsamen Lösungen in strittigen internationalen Fragen, Verhandlungen von der »Position der Stärke« und erpresserische Junktims sowie Mißbrauch der angebahnten Beziehungen friedlicher Koexistenz zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten sozialistischer Länder.

Hinzu kommen Pläne der globalen Ausweitung der NATO. Im Mittelpunkt stehen dabei Afrika, der Nahe und der Mittlere Osten. Zu den Mitteln gehören nicht nur das unmittelbare militärische Eingreifen (Tschad etc.), sondern auch Versuche, von NATO-Staaten beherrschte militärpolitische Gruppierungen afrikanischer Staaten zu schaffen und sogenannte Interafrikanische Streitkräfte zu bilden. Dazu zählen auch die Absichten, die Organisation Afrikanischer Staaten (OAU) zu instrumentalisieren und zu spalten sowie in afrikanischen Staaten einen »Marshall-Plan« durchzusetzen, um neue ökonomische Abhängigkeiten durchzusetzen. Die NATO dient zugleich den aggressiven Teilen der internationalen Monopolbourgeoisie als Instrument im Kampf um die Beherrschung der Rohstoffquellen sowohl auf dem afrikanischen Kontinent als auch im Nahen und Mittleren Osten (Stichworte: »Ausweitung des NATO-Gebietes, Eingreiftruppe der USA«).

Weiter versuchen führende Kreise der NATO verstärkt, die Politik der chinesischen Führung für ihre globalen Zwecke zu nutzen. Sie berufen sich dabei auf die Erklärung des stellvertretenden Ministerpräsidenten Deng Xiaoping, daß China die wichtige Rolle einer »zweiten NATO« spielen könne.<sup>16</sup>

Die Militär-Industriekomplexe in den kapitalistischen Staaten intensivieren das Wettrüsten in allen Bereichen: So haben die Regierungen der NATO-Staaten bis zur Mitte der 90er Jahre umfassende Rüstungsprogramme beschlossen. Die Finanzierung des NATO Long Term Defense Program soll mit Hilfe einer realen 3%igen Steigerung der Rüstungshaushalte gesichert werden. Im selben Jahr

wurde versucht, die Neutronenbombe in Europa und der BRD zu stationieren. Am 12. Dezember 1979 wurde unter Hinweis auf angebliche sowjetische Bedrohung die Produktion und Stationierung von weitreichenden Mittelstreckenraketen beschlossen. Die USA beginnen mit dem teuersten Rüstungsprogramm aller Zeiten, der MX-Rakete. Noch im Finanzjahr 1980 wird mit der Produktion der luftgestützten Marschflugkörper (Air launched Cruise Missiles: ALCM) begonnen. Das erforderliche Finanzvolumen beträgt mindestens 4 Mrd. US-Dollar.

Die neue Rüstungsrunde soll aber nicht nur die materielle Seite der Kriegsvorbereitung erfassen, sondern das gesamte Militärwesen. So wird die Zahl der Kampfbrigaden der Bundeswehr erhöht, es werden zusätzliche Kampfbrigaden nach Europa verlegt, die Transportkapazität der US-Truppen erweitert und infrastrukturelle Maßnahmen ergriffen, um Vorräte und ähnliches für die REFORGER-Verbände anzulegen.

## 7.

Als die revolutionären Prozesse im Iran einen der wichtigsten Vorposten und regionalen Polizisten des US-Imperialismus beseitigten, standen die USA vor dem Problem, einen Ersatz zu finden. Um die Region zu »stabilisieren«, erklärten die USA den Mittleren Osten zum eigenen »Interessengebiet« und drohten verstärkte eigene militärische Präsenz (Eingreiftruppe) an. Dies alles diente nicht zur Abwehr einer sowjetischen Bedrohung, sondern der Sicherung der eigenen Vorherrschaft über diese Region. Halbfeudale und autoritäre Regime werden von den Vereinigten Staaten als Bündnispartner unterstützt.

Gleichzeitig betreibt die VR China eine Außen- und Militärpolitik, die der SU als Bedrohung erscheinen muß. Der Angriff auf Vietnam deutete die Absichten der VR China an.

Die USA intensivierten gerade in den letzten Monaten des Jahres 1979 ihre aggressive Politik. Der SALT II-Vertrag wurde nur zögernd dem Ratifizierungsprozeß zugeleitet und droht, darin unterzugehen.

Gleichzeitig faßte die NATO im Dezember den Mittelstrecken-Aufrüstungsbeschluß, der die Vorwarnzeit für die UdSSR von ca. 30 auf ca. 4 Minuten reduziert. Außerdem stellen die Cruise Missiles eine neuartige Gefahr dar, weil die UdSSR bislang keine hinreichenden Ortungssysteme besitzt, um diese relativ kleinen, aber hochpräzisen Trägerwaffen rechtzeitig zu identifizieren. Damit kommen die USA tendenziell in den Besitz von Erstschlagkapazitäten, denen die UdSSR z.Zt. nichts entgegenzusetzen hat. Bestimmte Kreise in den USA haben diese Möglichkeit des Erstschlags gegen die UdSSR auch schon öffentlich diskutiert. Man spricht davon, mit hinreichend vielen relativ billigen Cruise Missiles das Abwehrsystem der UdSSR zu »fluten«.

Im Kontext dieser zugespitzten internationalen Situation sind die Vorgänge in Afghanistan selbst zu sehen. (8. ...)

## Schlußfolgerungen

### 9.

Nachdem wir einige Aspekte der internationalen Lage und des Revolutionsprozesses in Afghanistan selbst dargelegt haben, können wir in die Bewertung der Dezember-Ereignisse und der Rolle der Sowjetunion dabei eintreten. Dabei kann es nicht darum gehen, in apologetischer Absicht die Außenpolitik der UdSSR pauschal zu rechtfertigen, ihr Unfehlbarkeit zu attestieren oder eine kritische Hinterfragung ihrer Aktionen durch Treuebekundungen zu ersetzen. Aber wegen der positiven Rolle der Sowjetunion für die Erhaltung des Friedens nach 1945 und für die Befreiung der Dritten Welt, gerade weil — mit den Worten Wolfgang Abendroths — der »sozialistische Charakter der UdSSR ... und ihr politisches Gewicht als die Voraussetzung jeder eigenen Strategie der westeuropäischen Arbeiterklasse«<sup>17</sup> heute sind, dürfen taktische Rücksichten auf die herrschende Meinung hierzulande — gerade in diesen Zeiten öffentlich angeheizter Hysterie und forcierter Spannungen — bei der Diskussion ihrer Politik durch Sozialisten das Urteil nicht trüben.

Die Maßstäbe, an denen die sowjetische Außenpolitik zu messen ist, sind:

- die Sicherung des Friedens und die Durchsetzung friedlicher Konfliktlösungen,
- die Prinzipien der internationalen Solidarität,
- der Schutz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker,
- die Verteidigung der Souveränität der Staaten.

Diese Prinzipien sind Gemeingut der internationalen Arbeiterbewegung, teilweise sind sie durch deren Kampf bereits zu Bestandteilen des Völkerrechts normiert worden. Dabei können im konkreten Fall diese Prinzipien untereinander in Konflikt geraten: Die Notwendigkeit der Vermeidung eines menscheitsvernichtenden Weltkrieges hat der Sowjetunion z.B. im Vietnam-Krieg Grenzen bei der — von der internationalen Solidarität gebotenen — Unterstützung des vietnamesischen Volkes gegen die amerikanischen Aggressoren gesetzt. Die Verpflichtung zur internationalen Solidarität hat die sozialistischen Länder veranlaßt, in Angola, Mozambique und Südafrika durch die Hilfeleistungen an die Befreiungsorganisationen die Souveränität der Rassistenregimes zu verletzen. Nicht zuletzt sind es ökonomische und machtpolitische Momente, die die Rahmenbedingungen für die sowjetische Außenpolitik bilden: So hätte die UdSSR, selbst wenn sie von Allende zu Hilfe gerufen worden wäre, den faschistischen Putsch in Chile nicht verhindern können, so wie sie zur Zeit die von den USA gelenkten Blutbäder in Mittelamerika nicht verhindern kann.

### 10.

Die Sowjetunion hat zu einem Zeitpunkt in Afghanistan eingegriffen, als in Mittelasien bereits eine friedensgefährdende Situation entstanden war. Die USA drohten (und drohen noch) mit einem massiven militärischen Eingreifen gegen

den Iran und haben die dazu nötigen Flottenverbände bereits im Persischen Golf zusammengezogen. Bei einer solchen amerikanischen Aktion ginge es nicht nur um die Befreiung der Teheraner Geiseln, sondern letztlich um den Versuch der Niederschlagung der iranischen Revolution (und damit der Rückgewinnung Persiens für den westlichen Block). In den Nachbarstaaten Irans, in Pakistan und der Türkei, herrschen reaktionäre Regierungen, die von den USA gestützt werden, wobei Pakistan inzwischen sogar über die Atombombe verfügt. In dieser Lage hätte die Destabilisierung Afghanistans, wie sie von den vom Ausland unterstützten Rebellen angestrebt wurde, und die möglicherweise zu einer Eingliederung Afghanistans in den amerikanischen Einflußbereich geführt hätte, eine weitere Ermunterung für eine US-Aggression gegen den Iran dargestellt.

Darüber hinaus hätte der Fall Afghanistans eine Verstärkung der Einkreisung der UdSSR bedeutet, die durch die inzwischen auch militärische Zusammenarbeit zwischen Washington und Peking in den letzten Jahren schon bedrohlich zugenommen hat. Das offene Bestreben der Vereinigten Staaten, wieder die erste Militärmacht der Erde werden zu wollen, die Entwicklung neuer Waffensysteme und deren Stationierung in Westeuropa, die die sowjetischen nuklearen Abwehrmittel auszuschalten drohen, die somit den USA die Möglichkeit eines Atomschlages gegen die UdSSR ohne die Gefahr der Selbstvernichtung geben könnten, die Nichtratifizierung des SALT II-Abkommens durch die Vereinigten Staaten und die Aufkündigung der Entspannungspolitik durch die »Nachrüstungs«-Beschlüsse der NATO — »konnte sich die Sowjetunion da nicht bedroht fühlen? Mußte das Herumfuhrwerken des amerikanischen Weltpolizisten direkt an der Südgrenze der UdSSR die Moskauer nicht zu präventiven Maßnahmen nötigen?«<sup>18</sup>

War da die Verhinderung der Destabilisierung Afghanistans nicht das Haltsignal für die USA, das Zeichen, daß die UdSSR nicht weiter den Aggressionsdrohungen gegen den Iran und der Zerstörung der Grundlagen der Entspannungspolitik passiv zusehen würden? Es geht hier weder um die »Breshnew«-Doktrin, noch um eine zynische Machtpolitik, die nur den Erhalt des eigenen Blocks intendiert. Es geht letztlich darum, daß die UdSSR verdeutlicht hat, daß sie keine Ausdehnung des Aufmarschgeländes für imperialistische Abenteuer, seien sie gegen den Iran oder gegen die sozialistischen Staaten gerichtet, zulassen wird.

Der defensive Charakter des sowjetischen Eingreifens, wie die Tatsache, daß dieses von den Aufrüstungsmaßnahmen der NATO mitverursacht wurde, werden auch von sozialdemokratischen Politikern wie Willy Brandt und Herbert Wehner erkannt. Der Berliner Friedensforscher Ulrich Albrecht kommt zu dem Schluß: »Ich selber würde mich im Ergebnis der provozierenden Formel Kennans (anschließen), daß die Besetzung Afghanistans 'ein defensiver Schritt' ist, zumindest in sowjetischer Sicht.«<sup>19</sup>

Ob die UdSSR damit »zu der in letzter Zeit ohnehin wachsenden allgemeinen Gefahr einer Rückentwicklung der internationalen Politik beigetragen« und der Entwicklung der internationalen Beziehungen Schaden zugefügt«<sup>20</sup>, wie Albers

und Alexy meinen, oder ob sie damit die abenteuerliche Politik der USA wirksam in die Schranken verwiesen und somit friedenssichernd gewirkt hat, wird die Zukunft zeigen.

## 11.

In Afghanistan hat eine antifeudale, in der Tendenz sozialistische Revolution stattgefunden. Aus einer defensiven Situation heraus an die Macht gekommen, gelang es den Revolutionären, die mit überstürzten Maßnahmen und Fehlern ihre Situation noch verschlechterten, nicht, mit den Konterrevolutionären (die jede Revolution, die Besitz und Privilegien der Herrschenden antastet, hervorbringt) fertig zu werden, zumal diese von den USA und Pakistan aktiv unterstützt wurden.

Die Sowjetunion half entsprechend den abgeschlossenen Beistandsverträgen den wechselnden afghanischen Revolutionsregierungen. Daß sie auch die Regierung Amin, die sich zunehmend mit Terror zu halten versuchte, propagandistisch und materiell unterstützte, wird man ihr eher zum Vorwurf machen müssen, als die Tatsache, daß sie dann schließlich im Dezember 1979 dazu beitrug, daß die Volksdemokratische Partei Afghanistans Amin stürzen konnte. Die ausländische Einmischung seitens der USA und Pakistans zugunsten der konterrevolutionären Rebellen in Afghanistan kann heute als bewiesen gelten. Die Gefahr des Scheiterns der Revolution durch den drohenden Sieg der inneren und äußeren Konterrevolution vor Augen, hat die afghanische Führung — in Übereinstimmung mit den Beistandspakten mit der UdSSR — die Entsendung sowjetischer Truppen gefordert. Das sowjetische Eingreifen zugunsten der afghanischen Revolution unterscheidet sich sicher quantitativ, aber nicht qualitativ von der Unterstützung, die die sozialistischen Staaten den revolutionären Kräften Angolas, Mozambiques und Äthiopiens in den letzten Jahren gegeben haben. Da bislang nur widersprüchliche Informationen über die Absetzung Amins und die innerafghanischen Vorgänge im Dezember 1979 vorliegen, mag die Legitimität des Hilfeersuchens an die UdSSR in völkerrechtlicher Hinsicht weiterhin umstritten sein.

Aber den Vorwurf, die Sowjetunion habe »die nationale Souveränität und Unabhängigkeit Afghanistans« verletzt und sich zum »Vormund der weiteren Entwicklung Afghanistans« gemacht<sup>21</sup>, können wir nicht teilen, denn die UdSSR hat kein Besatzungsregime oder eine Marionettenregierung errichtet, sondern die Regierungsgewalt liegt weiter bei der afghanischen Revolutionspartei, die selbst die sowjetischen Truppen ins Land gerufen hat. Erst recht erscheint die Einschätzung, die Sowjetunion habe mit ihrer Intervention die Revolution quasi exportieren wollen, sie habe »das afghanische Volk für einen gewissen Zeitraum als Subjekt seiner Geschichte verdrängt und sich an dessen Stelle«<sup>22</sup> gesetzt, als verfehlt. Ist hier das afghanische Volk (dessen objektiven Interessen nach Überwindung der feudalen Unterdrückung durch die sowjetischen Maßnahmen eher gefördert als behindert werden), als »Subjekt seiner Ge-

schichte« verdrängt worden, oder ist nicht etwa der Versuch von Konterrevolutionären und ausländischen Interventen vereitelt worden, sich mit Gewalt zu Protagonisten einer reaktionären Entwicklung im Land aufzuschwingen? Haben die Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg und die kubanischen Truppen in Angola auch die dortigen Völker als Subjekte ihrer Geschichte verdrängt? Oder gilt ein solcher Vorwurf nur, wenn es sich um die Sowjetunion handelt?

Uns scheint die Argumentation Leonid Breshnews durchaus beachtenswert: »Hätten wir anders gehandelt, so hieße das, Afghanistan vom Imperialismus in Stücke reißen zu lassen und den aggressiven Kräften zu gestatten, dort das zu wiederholen, was ihnen zum Beispiel in Chile gelang, wo die Freiheit des Volkes in Blut ertränkt worden ist.«<sup>23</sup>

Hier soll nicht einer These das Wort geredet werden, daß die Sowjetunion das universelle Recht habe, in die Revolutionsprozesse der Völker einzugreifen. Ein solches Recht gibt es nicht, aber sicherlich gibt es aus den Prinzipien der internationalen Solidarität heraus die Pflicht für die sozialistischen Länder, die Völker, die sich aus den Fesseln der Unterdrückung zu befreien beginnen, nach Kräften zu unterstützen. Das kann im Einzelfall unter bestimmten Voraussetzungen eine Unterstützung gegen konterrevolutionäre Umsturz- und Interventionsversuche einschließen.

## 12.

Wenden wir uns zum Schluß den Fragen zu, welche Möglichkeiten zur Beilegung der Krise in Afghanistan gegeben sind und welche Konsequenzen für die Politik der Bundesrepublik aus dieser Krise zu ziehen sind.

Die Anwesenheit ausländischer Truppen in anderen Ländern — wo auch immer — ist sicherlich kein erwünschter Zustand. Sie kann sich auf Dauer spannungsverschärfend oder als Beeinträchtigung der Souveränität dieser Länder auswirken. Der baldige Abzug der sowjetischen Truppen aus Afghanistan ist erstrebenswert. Die afghanische Regierung hat den Rückzug der sowjetischen Streitkräfte angeboten, wenn der Schutz des Landes vor ausländischer Intervention und vor dem Ausland unterstützten Subversion durch Garantien der USA und der UdSSR und durch Verträge mit den Nachbarstaaten gewährleistet würde. Diesen unseres Erachtens konstruktiven Vorschlag hat der amerikanische Außenminister brüsk zurückgewiesen. Die Begründung, die Muskie hierfür gab, ist für die Ziele der USA entlarvend: Er erklärte, daß dieser Vorschlag deshalb unannehmbar sei, weil er ja das Fortbestehen der Karmal-Regierung in Afghanistan beinhalte. Mit anderen Worten: Es geht den Vereinigten Staaten nicht allein um den Abzug der Sowjettruppen (deren Anwesenheit angeblich die Krise hervorgerufen hat), sondern um eine Regelung, die den Sturz der afghanischen Revolutionsregierung herbeiführen soll. Vorschläge, die nicht die Wiederherstellung des status quo ante intendieren, sondern auf eine Positionsverschiebung zugunsten der USA hinauslaufen, dürften kaum realistisch sein.

Die immer unberechenbarere konfliktorische Politik der USA in der afghanischen und iranischen Krise, ihre offenkundige Nichtbereitschaft (zumindest im Wahljahr) mit der Sowjetunion zu verhandeln, haben in Westeuropa zu begrüßenswerten Differenzierungen und zu einem teilweisen Abrücken von diesem gefährlichen Kurs geführt. Außer der Bundesrepublik nimmt kaum ein westeuropäisches Land an Carters Olympiaboykott teil, die Sanktionen gegen den Iran sind schon zum Zeitpunkt ihres Beschlusses faktisch hinfällig, der französische Staatspräsident führt — die Tradition der eigenständigen Ostpolitik Frankreichs aufnehmend — Gespräche in Warschau. Die sicherheitspolitischen und ökonomischen Interessen der westeuropäischen Länder, die einen kriegerischen Konflikt nicht überleben würden, sind nur durch die Fortführung der Entspannungspolitik, erweitert durch Abrüstungsmaßnahmen, zu gewährleisten. Die Bindung an die aggressive, neuem Weltherrschaftsstreben zuneigende Politik der USA, die Unterordnung unter die teilweise schon irrationale Konfliktstrategie Carters, bedeutet die Aufgabe der Lebensinteressen der europäischen Völker. — Die Perspektive kann nur in der Stärkung der eigenständigen Rolle Westeuropas und in der Sicherung der Souveränität seiner Staaten gegenüber den USA liegen. Diese Erkenntnis beginnt nicht nur in Frankreich und Italien, sondern — wie die letzte sicherheitspolitische Tagung der SPD gezeigt hat — auch in der Bundesrepublik an Raum zu gewinnen. Langfristig sind die Überwindung der militärischen Blöcke und die Schaffung eines gesamteuropäischen kollektiven Sicherheitssystems die wichtigsten Elemente einer dauerhaften Friedensordnung. Die gegenwärtige Politik der Bundesregierung ist demgegenüber widersprüchlich: Einerseits ergreift sie positive Initiativen zur Verminderung der Spannungen — wie mit der geplanten Reise des Bundeskanzlers nach Moskau — (was sie von der Politik der CDU grundlegend unterscheidet), andererseits macht sie sich zum Vorreiter für die US-Politik — wie beim Olympiaboykott und der NATO-»Nachrüstung«. — Gerade die SPD, deren historische Leistung in den letzten 15 Jahren in der Durchführung der Entspannungspolitik liegt (was ihr die großen Wahlerfolge 1972 und jetzt in NRW eingebracht hat), ist aufgerufen, ihren mit der Berliner Zustimmung zur NATO-Aufrüstung eingeschlagenen Kurs zugunsten einer klaren Entspannungs- und Friedenspolitik zu revidieren. Die Initiativen der Parteilinken wie die außerparlamentarischen Aktivitäten der Friedensbewegung, die gerade in diesen Tagen durch ihre erhebliche Resonanz den Friedenswillen der arbeitenden Bevölkerung zum Ausdruck bringen, können ihr dabei helfen.

### **Anmerkungen**

- 1 Auf diese Ursachen der internationalen Krise geht in einem überzeugenden Artikel ein: Hermann L. Gremliza, Wird Moskau badisch? In: Konkret 2/1980, S.10ff.
- 2 Einige dieser Meldungen dokumentiert exemplarisch: DFU-Informationen, Afghanistan — Berichte, Tatsachen, Kommentare, hrsg. von der Deutschen Friedens Union, Landesverband Bremen (Bremen 1980).



- 3 Ein besonders eklatantes Beispiel solcher Manipulationen weist C. Guggomos, *Die Hälfte*, in: *Die Neue* vom 17.4.1980 anhand der Berichterstattung des ZDF, nach.
- 4 Vgl. Karl D. Bredthauer, *High Noon? Afghanistan, Europa und der Wilde Westen*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 2, 1980, S.140ff.
- 5 Vgl. Bernd Greiner, *Amerikanische Außenpolitik, Strategiediskussionen von Truman bis heute*, Köln 1980.
- 6 *L'Unita* vom 29. Dezember 1979.
- 7 Vgl. *L'Humanité* vom 3. Januar 1980.
- 8 Vgl. Jungsozialistische Blätter, Juso-Hochschulgruppe Bremen, *Zur Lage in Afghanistan — Für die Fortsetzung der Entspannungspolitik*, Januar 1980.
- 9 H.M. (= Helmut Meisel), »Wegen Afghanistan gibt es keinen Krieg«, in: *Juso Hamburg*, Nr. 50, März 1980, S.8.
- 10 Detlev Albers, Hans Alexy, *Zur Einschätzung der Entwicklung in Afghanistan*, in diesem Heft und in: *Westexpress Extra*, Info der Jungsozialisten in der SPD, Unterbezirk Bremen-West, März 1980, S.7.
- 11 Vgl. Helmut Wolfgang Kahn, *Vergessene Interventionen? — Ein chronologischer Abriß*, 1. Teil, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, 1980, S.290-307.
- 12 Vgl. Klein/Engelhardt, *Weltproblem Abrüstung*, Frankfurt/M. 1979, S.134-171; vgl. weiter: H. Meißner, *Sozialökonomische Bedingungen der Abrüstung* in: H. Meißner/K. Lohs (Hrsg.), *Abrüstung-Wissenschaft-Verantwortung*, Berlin (DDR) 1978, S.25-36; Jörg Huffschild, *Ökonomie der Abrüstung*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 5, 1977, S.532-552.
- 13 Vgl. Klein/Engelhardt, a.a.O., S.175f.
- 14 J. Carter, Gespräch mit Herausgebern und Chefredakteuren amerikanischer Nachrichtenagenturen, zit. nach die »Welt« vom 13.6.77.
- 15 Vgl. Autorenkollektiv, *Militarismus heute*, Berlin (DDR) 1979, S.143-140.
- 16 zit. nach: Autorenkollektiv, *Militarismus heute*, a.a.O., S. 348; vgl. dazu auch: Jürgen Reusch, *Ist China noch sozialistisch?*, Frankfurt/M. 1980, Kapitel 11, S.120-138.
- 17 Wolfgang Abendroth, *Renaissance des »klassischen« Austromarxismus*, in: Deppe, Gerns, Jung (Hrsg.), *Marxismus und Arbeiterbewegung*, Frankfurt/M. 1980, S.104/105.
- 18 Gremliza, a.a.O., S.12.
- 19 *Antimiliarismus informationen (ami)*, Nr. 1/1980, S.III-5.
- 20 Albers, Alexy, a.a.O., S.9 und 11.
- 21 *Ebd.*, S.7.
- 22 *Ebd.*
- 23 *Prawda* vom 12. Januar 1980.

## Das spw-Programm

Deutsche und österreichische Sozialdemokraten — Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf — geben seit 1978 die »Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft — spw« heraus — in vier Heften jährlich mit einem Gesamtumfang von ca. 420 Seiten.

Der Leser findet die Rubriken: Editorial — Aktueller Kommentar — Aufsätze außerhalb des Schwerpunktes — Berichte und Ankündigungen — Dokumentation/Archiv — Buchbesprechungen.

»Wozu eigentlich noch eine linke Theoriezeitschrift«, fragen viele. Über die Aufgabe von spw schrieb Klaus-Peter Wolf, stellv. Bundesvorsitzender der Jungsozialisten: »spw versteht sich als Theorieorgan, das in der gegenwärtigen sozialdemokratischen Bewegung den ersten Versuch wagt, eine theoretische Diskussion zu führen, die Sozialdemokraten in Partei und Gewerkschaften in der praktischen Arbeit nutzen und in politische Handlungsperspektiven umsetzen können. Hierdurch soll ein Beitrag geleistet werden, um die defensive Haltung und die hilflosen und widersprüchlichen Reaktionen auf die gegenwärtigen Klassenauseinandersetzungen und ihre Auswirkungen zu überwinden.« (spw 1, Editorial, S.4f.)

Bisher erschienen die Themenhefte:

- spw 1* (Okt. 1978): **Sozialistenverfolgung und Bürgerrechte**  
Chr. Butterwege, J. Egert, Kisker/Zerdick, A. Klönne, A. Wehr  
(z.Zt. nicht lieferbar, da Auflage vergriffen)
- spw 2* (Jan. 1979): **Positionen zur Gewerkschaftspolitik**  
W. Abendroth, A.-R. Alawi, D. Albers, G. Bäcker, W. Hamer, R. Heinrich, H. Moll
- spw 3* (Apr. 1979): **Sozialdemokratie und Westeuropa**  
H. Albrecht, J. Günther, S. Holland, N. Paech, K. Thüsing
- spw 4* (Juli 1979): **Strategien der Rechtskräfte**  
H.-D. Bamberg, A.G. Frei, M. Jansen, R. Kühnl, P. Pelinka, Scheffler/Waldhubel
- spw 5* (Nov. 1979): **Arbeiterbewegung in der BRD**  
Alexy/Bouwer, W.F. Haug, Neumann/Wehr, P. Oehlke, U. Zacher
- spw 6* (März 1980): **Ökologiedebatte, NATO-Aufrüstung, SPD-Politik**  
H. Arnold, W. Biermann, P. Brosche, Linke/Westermann/Westphal, U. Skierke, D. Scholz
- spw 7* (Juni 1980): **Wahlentscheidung gegen Rechts**  
R. Frank, J. Hindels, M. Krätke, K. Krusewitz, G. Mackenthun, S. Zofka

Einzelheft: 7,70 DM (Hefte 1 — 5: DM 5,—)/ÖS 60,—/8,— sfr.

Über sozialdemokratische Organisationen: Einzelheft: 6,— DM.

Im Jahresabonnement (vier Hefte): 5,— DM zuzüglich Versand.

Bestellungen über:

spw-Vertrieb, Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45, Tel.: 030/834 24 22

Detlev Albers/Hans Alexy

## Zur Einschätzung der Entwicklung in Afghanistan

### Vorbemerkung

Der nachstehende Artikel wurde von uns — mit Ausnahme der ergänzenden Anmerkungen — Mitte Februar 1980, d.h. wenige Wochen nach dem militärischen Eingreifen der Sowjetunion in Afghanistan verfaßt. Wir haben den Text unverändert beibehalten, weil uns die zwischenzeitliche Entwicklung eine grundsätzlich andere Sichtweise der »afghanischen Frage« bis heute nicht zuzulassen scheint. Dies vorausgeschickt, muß natürlich, ebenso wie dies bereits seinerzeit geschah, darauf verwiesen werden, daß eine abschließende Einschätzung noch immer durch die Ungeklärtheit zahlreicher Fragen zum tatsächlichen Geschehen in Afghanistan behindert, wenn nicht gar ausgeschlossen wird. Mag hierfür auch die völkerrechtliche wie politische Beweislast zu allererst bei der Sowjetunion wie der gegenwärtigen afghanischen Regierung liegen, so bleibt doch die Bereitschaft zur vorurteilslosen Verarbeitung neuerer Entwicklungen, Informationen und im Hinblick auf ihren Realitätsgehalt ausgewiesener Interpretationen für jeden Linken hierzulande unverzichtbar.

Deutlicher als seinerzeit hat sich mittlerweile die Eingebundenheit der afghanischen Krise in die übrigen Konfliktfelder der internationalen Politik herausgestellt. Ob es sich um den weiteren Verlauf der iranischen Revolution, den Nah-Ost-Konflikt, die Entwicklung der islamischen Staatenwelt, das Verhältnis zwischen kapitalistischen Industrieländern und den Ländern der sog. 3. und 4. Welt oder das Ost-West-Verhältnis mit seinen Kernpunkten der Sicherung von Entspannungs- und der Einleitung von Abrüstungspolitik handelt — überall führt gerade die Stärke der Sowjetunion als sozialistische Weltmacht dazu, daß ihr Handeln in Afghanistan direkt oder indirekt auf die im Kampf miteinander liegenden Parteien zurückwirkt. Überall wird die Intervention von den konservativen und reaktionären Kräften für ihre Zwecke instrumentalisiert; überall vermag die Linke den Preis für die von außen erzwungene Stabilisierung eines trotz allem noch sozialistisch orientierten Regimes wie in Kabul (selbst wenn sie glückt) mit all ihren Anstrengungen lediglich in Grenzen zu halten — aber entrichten wird sie ihn müssen, solange es nicht endlich zu einer politischen Lösung kommt, die ihre Beendigung herbeiführt. Von all dem ist in dem folgenden Artikel noch kaum die Rede. Der eine oder andere Hinweis mag sich aus den Antworten auf die Fragen der *spw*-Redaktion ergeben (vgl. in diesem Heft S.17ff.). Zahlreiche Aussagen, wie das von uns implizierte Verständnis des Völkerrechts als ein immer wichtigeres politisches Befreiungsinstrument in der Periode des internationalen Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, bedürfen dringend einer weiteren theoretischen Klärung. Trotz dieser Einschränkungen aber mag der Artikel seinen begrenzten und sicher in manchen Bewertungen umstrittenen Beitrag zur Einschätzung der afghanischen Ereignisse von seiten linker Sozialdemokraten leisten.

## I.

Die Ereignisse in Afghanistan vor und nach der militärischen Intervention der Sowjetunion verlangen von der Linken in der Bundesrepublik wie den übrigen westlichen Ländern eine klare eigene Stellungnahme. Dies nicht nur deshalb, weil die hiervon ausgehende Verschärfung der internationalen Lage mehr denn je ihr aktives Eintreten für die Sicherung des Friedens, für Abrüstungs- und Entspannungspolitik zwischen den beiden militärischen Blöcken erfordert. Notwendig erscheint dies auch deshalb, weil mit dem Vorgehen der Sowjetunion Grundfragen der weltweiten Auseinandersetzung zwischen fortschrittlichen und reaktionären Kräften, der Formen, unter denen sich sozialistische Gesellschaftsverhältnisse durchsetzen können, mithin der Identität der Linken in den kapitalistischen Industrieländern, den sozialistischen Ländern wie jenen der Dritten Welt angesprochen sind. Dabei sind wir uns der Schwierigkeiten bewußt, die sich der Einschätzung der afghanischen Ereignisse schon angesichts des gegenwärtig vorhandenen, überaus widersprüchlichen Informationsmaterials entgegenstellen. Wir können auch nicht ausschließen, daß wir unsere Auffassung aufgrund erst noch bekannt werdender Tatsachen in einzelnen Punkten korrigieren müssen. So sehr wir jedoch die Vorläufigkeit der in den folgenden Thesen enthaltenen Wertungen unterstreichen, so sehr sind wir gleichzeitig davon überzeugt, daß die darin angestellten Überlegungen zur revolutionären Substanz des Selbstbestimmungsrechts der Völker von jeder, wie auch immer zu modifizierenden Stellungnahme der Linken berücksichtigt werden müssen.

## II.

Im April 1978 stürzte die Volksdemokratische Partei Afghanistans das Regime des Ministerpräsidenten Daud. Die Volksdemokratische Partei, nur einige tausend Mitglieder stark und bislang unter illegalen Bedingungen kämpfend, wußte dabei Teile der städtischen Bevölkerung hinter sich; ausschlaggebend war jedoch die Unterstützung durch das Militär. Sie traf in den folgenden Monaten eine Reihe von einschneidenden Maßnahmen, die der feudalen Struktur des Landes empfindliche Schläge versetzten (Einleitung einer Landreform, Alphabetisierungskampagne u.a.). Es gelang der VDP jedoch nicht, die breite Masse der Landbevölkerung, die in Afghanistan mehr als 90% der Gesamtbevölkerung ausmacht, für die von ihr initiierte Umwälzung zu gewinnen. Vielmehr verstanden es die durch die afghanische Revolution in ihrer gesellschaftlichen Vormachtstellung bedrohten Kräfte, die von der VDP eingeschlagene Politik in den Augen großer Teile der Landbevölkerung zu diskreditieren. Die VDP sah sich deshalb gezwungen, gegen ihre Gegner mit scharfer Unterdrückung vorzugehen, was jedoch den Widerstand nur noch verbreiterte und ihn bewaffnete Formen annehmen ließ. Für einen Teil des Widerstands wurde dabei die im Nachbarland Iran sich vollziehende islamische Revolution zum Vorbild. Zu diesen Schwierigkeiten kamen noch mit außerordentlicher Intensität geführte innerparteiliche Auseinandersetzungen in der VDP, bei denen zunächst der Patscham-Flügel um

Karmal unterlag und der Chalk-Flügel um Taraki und Amin siegte.<sup>1</sup> Mit der komplizierter werdenden Lage im Land verschärften sich auch die Auseinandersetzungen innerhalb des Chalk-Flügels. Im September 1979 stürzte Amin den Ministerpräsidenten Taraki.

Der bewaffnete Widerstand wurde inzwischen indirekt von Pakistan unterstützt, das die Einrichtung von Ausbildungslagern auf seinem Territorium zuließ sowie Nachschublieferungen duldete. Bis Ende 1979 hatte diese Unterstützung, zu der in einem gewissen Umfang auch chinesische und amerikanische Hilfe kam, jedoch noch nicht solch ein Maß angenommen, daß sie zum beherrschenden Moment des Widerstands wurde. Sie spielte für den Widerstand insgesamt noch eine untergeordnete Rolle. Ende 1979 unternahm Amin den Versuch, aus der zunehmenden Isolierung auszubrechen. Er nahm Kontakte zum einheimischen Widerstand auf, um zu einem Ende der zugespitzten Konfrontationen zu kommen. Die Kontakte waren anscheinend bereits in einem entwickelten Stadium, als Ende Dezember 1979 die SU militärisch intervenierte. Sie verdrängte Amin von der Macht und legte dem bislang von Amin verfolgten Flügel der VDP mit Karmal an der Spitze die Regierungsgewalt in die Hände. Gleichzeitig kam sie der bei ihrem Kampf gegen den einheimischen Widerstand immer mehr in Bedrängnis geratenen afghanischen Armee mit einem beachtlichen Truppenkontingent zu Hilfe.

### III.

Der revolutionäre Prozeß in Afghanistan war im Laufe des Jahres 1979 zunehmend in eine Sackgasse geraten. Deutliches Zeichen hierfür war die weitgehende Isolierung der VDP im Land — die Armee wurde zunehmend zur einzigen Stütze der VDP — und der kaum noch zu kontrollierende und sich ständig verbreiternde bewaffnete Widerstand.

Die Ursachen dieser akuten Krise des revolutionären Prozesses lagen dabei primär im Land selbst: Die äußerst schwierigen Ausgangsbedingungen im April 1978 sowie die Fehler der VDP trugen gleichermaßen dazu bei. Die von der jetzigen Regierung Afghanistans aufgestellte Behauptung, die Krise des revolutionären Prozesses sei in erster Linie auf die ausländische Unterstützung der einheimischen Widerstandsgruppen zurückzuführen, erscheint schon angesichts der dürftigen Belege für eine massive Unterstützung von außen wenig stichhaltig. Das Eingreifen der SU stellt nun den Versuch dar, diese primär auf innere Faktoren zurückzuführende Krise des revolutionären Prozesses in Afghanistan durch den Einsatz eines erheblichen ausländischen Militärpotentials zu lösen. Mit Hilfe dieses Militärpotentials war die SU in der Lage, eine neue Regierung einzusetzen und den bewaffneten Widerstand zum Zurückweichen zu zwingen.

Die militärische Intervention der SU stellt eine eklatante Einmischung der SU in die inneren Angelegenheiten Afghanistans, d.h. eine klare Verletzung der nationalen Souveränität und Unabhängigkeit Afghanistans dar.<sup>2</sup> Der militärische Eingriff der SU in die nationale Souveränität Afghanistans verletzt darüber hin-

aus das elementare Prinzip der internationalen Arbeiterbewegung, daß die Befreiung der Völker von den auf ihnen lastenden Ausbeuterordnungen nur das Werk der Völker selber sein kann, daß — mit anderen Worten — der Export der Revolution nicht infrage kommt. Mit ihrem Eingriff bestimmte die SU aber Richtung und Tempo des revolutionären Prozesses in Afghanistan in einschneidender Weise. Sie entließ die VDP faktisch aus der Verantwortung, durch eine eigene, ggf. noch so schmerzliche Kurskorrektur aus ihrer verfahrenen Situation herauszukommen. Auch wenn die SU damit die Durchsetzung einer revolutionären Konzeption ermöglicht haben sollte, die letztlich den arbeitenden Menschen Afghanistans Verbesserungen bringen wird, so kann dies doch in keiner Weise rechtfertigen, daß sie sich mit diesem Eingriff zum Vormund der weiteren Entwicklung Afghanistans machte, daß sie das afghanische Volk für einen gewissen Zeitraum als Subjekt seiner Geschichte verdrängte und sich an dessen Stelle setzte. Diese Anmaßung der SU ist um so mehr zu kritisieren, als Amin Ende 1979 den offensichtlich recht weit gediehenen Versuch unternommen hatte, zu einer Verständigung mit dem einheimischen Widerstand zu kommen. Zur Behauptung der jetzigen Regierung Afghanistans, diese Verständigung hätte eine weitgehende Beseitigung der Errungenschaften der April-Revolution zur Folge gehabt, ist folgendes anzumerken: Sollten diese Behauptungen zutreffen — wofür der internationalen Öffentlichkeit bisher noch keine wirklich überzeugenden Beweise vorgelegt wurden — so wäre es in der Tat zu einem außerordentlichen Rückschlag in der Befreiung Afghanistans von seinen feudalen Fesseln gekommen. Rückschläge in der Befreiung eines Landes von Feudalismus oder Kapitalismus, die — wie im Falle Afghanistans — primär auf innere Faktoren zurückzuführen sind, können jedoch als solche noch keineswegs rechtfertigen, daß ein anderer sozialistischer Staat interveniert und sich mittels seines überlegenen Militärpotentials zum Motor und Vormund der weiteren Entwicklung macht. Vom Prinzip des Nichtexportierens der Revolution darf es gerade angesichts des derzeit erkämpften Stands der weiteren Entwicklung der internationalen Beziehungen, die zu vielfältigen Formen des Beschreitens nicht-kapitalistischer Entwicklungswege in der Dritten Welt geführt haben, keine Ausnahme geben.

Nur für den äußerst schwerwiegenden Fall, daß es in der weiteren Entwicklung Afghanistans zu vom Völkerrecht im einzelnen definierten Verbrechen gegen die Menschlichkeit gekommen wäre, ließe sich ein Eingriff in die Souveränität Afghanistans rechtfertigen. Solch ein Eingriff wäre jedoch nur auf dem Weg statthaft, den das Völkerrecht dafür vorsieht, d.h. den Weg der kollektiven Aktion der übrigen Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft. Ein Staat, der in ein anderes Land mit der Behauptung militärisch interveniert, dort würden Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen, und der vorher keinerlei ernsthafte Bemühungen unternommen hat, die Weltöffentlichkeit gegen die behaupteten Verletzungen zu mobilisieren, um so zu einer kollektiven Aktion der Völker zu kommen, würde nicht nur begründete Zweifel an der Redlichkeit seiner Behauptungen erzeugen, sondern auch in grober Weise Errungenschaften infrage stellen

die in einem langen — und bei weitem noch nicht abgeschlossenen — Kampf um die Demokratisierung der internationalen Beziehungen erzielt worden sind. Unser Insistieren auf dem Recht der Völker, ihre Geschichte selbst zu bestimmen — ein Recht, dessen Kehrseite die Verantwortung der Völker auch für ihre Fehler ist —, schließt natürlich nicht aus, daß ein Volk sich bei seiner Befreiung aus den Fesseln der Armut, des Feudalismus und des Imperialismus, bei seiner Abwehr äußerer Einmischungen in die inneren Angelegenheiten ausländischer Hilfe bedient, falls es dies für notwendig hält. Die Befreiungskämpfe des kubanischen, des vietnamesischen und auch des angolamischen Volkes sind Beispiele für solch eine Hilfe, die stets jedoch dadurch charakterisiert waren, daß durch sie revolutionäre Prozesse lediglich Flankenschutz erhielten, daß das Schwergewicht des revolutionären Prozesses im Land blieb und das betreffende Volk seine Rolle als revolutionäres Subjekt wahrte.<sup>3</sup>

#### IV.

Indem die SU ihre militärische Macht dazu ausnutzte, dem revolutionären Prozeß in einem benachbarten Land in bestimmender Weise Richtung und Tempo vorzugeben, hat sie zu der in letzter Zeit ohnehin wachsenden allgemeinen Gefahr einer Rückentwicklung in der internationalen Politik beigetragen. Seit Anfang der 60er Jahre sind die internationalen Beziehungen durch eine — wenn auch nicht von Rückschlägen freie und insgesamt sich gegen starke Widerstände nur langsam durchsetzende — Tendenz zur Auflösung jener verhängnisvollen »Politik der beiden Blöcke« gekennzeichnet, die die 50er Jahre prägte. Kennzeichen dieser Politik war die Spaltung der Welt in von den USA und von der UdSSR beherrschte Einflußzonen, wobei der vor allem von den USA betriebene Versuch einer Ausweitung der Einflußzone zu außerordentlichen Spannungen führte. Autonome nationale Entwicklungswege wurden von der die internationalen Beziehungen beherrschenden Bipolarität bis auf wenige Ausnahmen erstickt. Vor allem die in ihrer Bedeutung ständig zunehmende Bewegung der Blockfreien trug mit ihrem Kampf für nationale Unabhängigkeit, Souveränität und territoriale Integrität sowie ihrem Ziel der Beseitigung jeder Form ausländischer Einmischung dazu bei, dieser Blockpolitik empfindliche Schläge zu versetzen. Aber auch die SU selbst hat — wenn auch nicht widerspruchsfrei (CSSR 1968) — bislang doch insgesamt bedeutende Beiträge zur Tendenz der Erosion der Blockpolitik geliefert: Die von ihr betriebene Politik der friedlichen Koexistenz trug maßgeblich zu einer Entspannung zwischen den beiden Blöcken bei. Bei zahlreichen Gelegenheiten setzte sie sich für eine Politik des zwischenstaatlichen Gewaltverzichts und für die Herausbildung eines demokratischen Völkerrechts, das im Selbstbestimmungsrecht der Völker seinen Kern hat, ein.

Nicht zufällig ist es deshalb in den letzten Jahren in den Vereinten Nationen immer häufiger zu einem Zusammengehen zwischen den sozialistischen Staaten und den Staaten der sog. Dritten Welt gekommen, für deren politische, ökonomische und soziale Emanzipation vom Imperialismus die Herstellung gleichbe-

rechtigter, die nationale Selbstbestimmung achtende internationale Beziehungen elementar sind. Im Falle Afghanistans — einem Land, das der Bewegung der Blockfreien angehört — hat die SU die von ihr selbst bislang propagierten Prinzipien mißachtet. Sie hat sich damit nicht nur dem Vorwurf mangelnder Glaubwürdigkeit ausgesetzt und ihrem internationalen Ansehen Schaden zugefügt, sondern auch denjenigen Kräften im Westen Munition geliefert, die an einer Rückentwicklung des derzeit erkämpften Stands der internationalen Beziehungen interessiert sind. Auch wenn aufgrund des Gewichts der Bewegung der Blockfreien, der neuen ökonomischen Kräfteverhältnisse im westlichen Wirtschaftssystem und einer doch beachtlichen, am Ausgleich mit der SU interessierten Strömung in der Bevölkerung Westeuropas ein vollständiger Rückfall in die Zeiten der Blockpolitik wohl kaum droht, so hat die SU mit ihrem Einmarsch in Afghanistan der Entwicklung der internationalen Beziehungen Schaden zugefügt. Sie hat jene Tendenzen im Westen gestärkt, die Einmischungen und militärische Interventionen für gerechtfertigt halten und für die Geopolitik das Rückgrat jeder Politik ist. In diesem Zusammenhang muß hervorgehoben werden, daß auch ein Verweis auf die Sicherheitsinteressen der SU den Eingriff in Afghanistan nicht rechtfertigen kann. Selbst für den Fall, daß es ohne den sowjetischen Einmarsch zur Etablierung eines mit den USA verbundenen Regimes gekommen wäre — was zwar möglich, aber keinesfalls sicher war — hätte dies die SU nicht zu einem Einmarsch berechtigt.

Denn würde man solch ein Recht anerkennen, hieße dies, eine Logik zu akzeptieren, wonach kleine Staaten im Verhältnis zu ihren benachbarten größeren Staaten grundsätzlich in ihrer Souveränität begrenzt sind. Daß solch eine Logik den skizzierten Entwicklungen der internationalen Beziehungen diametral entgegenlaufen würde, liegt auf der Hand.

## V.

Die SU hat mit ihrem Einmarsch in Afghanistan der Entwicklung der internationalen Beziehungen Schaden zugefügt, der nur durch den umgehenden Rückzug ihres Truppenkontingents korrigiert werden kann.<sup>4</sup> Dies darf jedoch nicht den Blick auf die eigentliche Quelle der nicht erst seit Ende Dezember 1979 existierenden Krise der internationalen Beziehungen verstellen. Die Hauptverantwortung für diese Krise trägt eindeutig der Westen, vor allem aber die USA. Das Gerede von dem Ende des »Vietnam-Traumas« in Verbindung mit der Aufstellung einer 100000 Mann starken, für den weltweiten Einsatz vorgesehenen »Schnellen Eingreiftruppe« mußte die internationalen Beziehungen nachhaltig vergiften. Die schleppende Diskussion um den Salt-II-Vertrag in den USA, aber auch der Beschluß der NATO, in Westeuropa ein bisher nicht vorhandenes, die Schwelle des Atomkriegs wiederum reduzierendes Waffensystem zu installieren, mußte bei den sozialistischen Staaten Zweifel an der Bereitschaft des Westens aufkommen lassen, den Entspannungsprozeß ernsthaft fortzuführen. Wir urteilen deshalb ganz entschieden die von der Regierung der USA aus Anlaß des



Einmarsches in Afghanistan vorgesehenen Sanktionen gegen die SU, die die Krise der internationalen Beziehungen nur noch weiter verschärfen.

Wir sind zudem der Auffassung, daß insbesondere die USA nicht das moralische Recht haben, der SU ihre militärische Einmischung in die inneren Angelegenheiten Afghanistans vorzuwerfen. Ist doch die Geschichte der USA, einschließlich ihrer jüngsten Vergangenheit, nur zu oft von brutalen Einmischungen in die Angelegenheiten anderer Nationen gekennzeichnet gewesen. Das Ziel der fortschrittlichen Kräfte unseres Landes wie der übrigen westeuropäischen Länder muß deshalb nach den Ereignissen in Afghanistan noch entschiedener als zuvor darauf gerichtet sein, die eigene Regierung auf eine Fortführung der Entspannungspolitik unter Respektierung der von kapitalistischen wie sozialistischen Ländern einzuhaltenden Grundsätze des Völkerrechts zu verpflichten.<sup>5</sup>

### Anmerkungen

- 1 Diese Auseinandersetzungen waren in erster Linie darauf zurückzuführen, daß schon bald nach dem April 1978 der alte Streit zwischen Parscham und Chalk über das Tempo des revolutionären Prozesses in Afghanistan wieder aufbrach. Plädierte der Parscham-Flügel eher für einen langsameren, auf breite Bündnisse angelegten Entwicklungsweg, so glaubte die Chalk-Gruppe, binnen kurzer Zeit eine starke revolutionäre Bewegung in der Bevölkerung entfachten zu können, die alsbald die gründliche Umgestaltung der afghanischen Gesellschaft verwirklichte. Zum Sieg der Chalk-Gruppe trug sicherlich bei, daß der Parscham-Flügel Daud nach seinem Putsch im Jahre 1973 anfangs unterstützte. Die zunehmende Rechtswende während der Regierungszeit Daud wurde als Scheitern der Konzeption des Parscham-Flügels gewertet.
- 2 Diese Bewertung, die auf der Einschätzung beruht, daß die militärische Präsenz der SU bei der Absetzung der Regierung Amin eine maßgebliche und entscheidende Rolle gespielt hat, muß auch heute noch aufrecht gehalten werden. Hierfür sprechen alle äußeren Umstände des Sturzes der Regierung Amin. In diesem Zusammenhang sei besonders auf den Bericht des Korrespondenten der jugoslawischen »Politikar« aus Kabul verwiesen (in: Internationale Presseschau Wien, Nr. 417, 17. Januar 1980, S.7). Danach empfing Amin noch am 26.12.1979 den sowjetischen Verkehrsminister. Am Abend des 27.12.1979 hatten sich Amin und ein Großteil seiner Minister zum Empfang des Ministers für Landwirtschaft Usbekistans im Hotel Intercontinental am Stadtrand eingefunden. Ab sieben Uhr abends begannen die sowjetischen Truppen ihre Operation. Amin wurde noch am gleichen Abend hingerichtet. — Die Darstellungen der Sowjetunion und der jetzigen afghanischen Regierung über den Verlauf der Ereignisse in der 2. Dezemberhälfte 1979 werfen mehr Fragen auf als sie beantworten und sind in sich widersprüchlich. So hieß es anfangs, die neue Regierung Karmal habe die sowjetischen Truppen ins Land gebeten, was später dahin korrigiert wurde, daß schon Amin, vom Revolutionsrat unter Druck gesetzt, das Hilfeersuchen an die Sowjetunion gerichtet habe. Um die Verwirrung vollständig zu machen, behauptete Babrak Karmal im Spiegel-Interview, von diesem vom Revolutionsrat erzwungenen Hilfeersuchen nichts gewußt zu haben (Spiegel Nr. 14, 1980, S.144). Auffällig ist auch, daß die SU sich nach eigenem Bekunden (Sagladin im Stern-Interview, Stern vom 31.1.1980, S.63) bislang stets geweigert hatte, Hilfeersuchen der afghanischen Regierung zu erfüllen. Als sie endlich auf ein Hilfeersuchen eingeht, hat das dann aber auch gleich zur Folge, daß die Regierung stürzt und weitreichende innerpolitische Kurskorrekturen angekündigt werden. Vor diesem Hintergrund kann auch der Freundschaftsvertrag zwischen Afghanistan und der SU vom 5.12.1978 das Handeln der SU nicht rechtfertigen. Denn dieser Vertrag berechnete eben nicht zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes und schon gar nicht zur Mitwirkung am Sturz der bestehenden Regierung.

- 3 Was dies konkret bedeutet, verdeutlicht ein Blick auf den Kampf des Volkes von Angola. Dort hatten die Revolutionäre in einem langen, aufopferungsvollen anti-kolonialistischen Kampf das Vertrauen breiter Kreise der Bevölkerung gewonnen. Dieses Vertrauen war die Basis, um dann erfolgreich, flankiert von kubanischer Hilfe, die ausländischen Einmischungen zurückzuschlagen, die den Aufbau des neuen Angola sabotieren wollten.
- 4 Ein vollständiger Rückzug der sowjetischen Truppen kann aber nur Folge einer umfassenden, politischen Lösung des Konflikts um Afghanistan sein. In diesem Sinne weisen die Vorschläge der Regierung Afghanistans vom Mai 1980, die auf Abkommen Afghanistans mit seinen Nachbarstaaten abzielen, in die richtige Richtung. Eine politische Lösung des Konflikts beinhaltet andererseits aber auch, daß sich die afghanische Regierung aktiv in die von den islamischen Staaten unternommenen Bemühungen zur Lösung der Krise einschaltet.
- 5 Vor dem Hintergrund der zusätzlich durch die Ereignisse im Iran verschärften Krise der internationalen Beziehungen ist unmittelbar einsichtig geworden, daß die Bewältigung dieser Krise gerade von einer sozialdemokratisch geführten Bundesregierung wie insgesamt von den westeuropäischen Ländern ein entscheidend größeres Maß an Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihres Handelns in der internationalen Politik erfordert. Die Probleme der Sicherung des Friedens, der Abrüstungs- und Entspannungspolitik sind von derart elementarer Bedeutung für ganz Europa, daß sie die Staaten der EG und allen voran deren fortschrittliche Kräfte, gleich welcher parteipolitischen Orientierung, zu einer Neubestimmung ihres internationalen Handlungsfeldes zwingt. Unbeschadet der bewußten und weiterhin akzeptierten Zugehörigkeit zum westlichen Bündnis muß für die Zukunft sichergestellt werden, daß krisenverschärfende Entscheidungen der USA auf den gemeinsamen Widerstand der westeuropäischen Länder treffen und in ihrer Wirksamkeit zumindest für den europäischen Bereich blockiert werden können. Unabhängig von der Notwendigkeit, auch gegenüber der Sowjetunion und den übrigen sozialistischen Staaten für die uneingeschränkte Anerkennung der Grundsätze des Völkerrechts einzutreten, kann es nicht länger hingenommen werden, daß die Entscheidung, unter welchen Umständen der europäische Entspannungsprozeß fortgeführt wird, der Bundesrepublik und ihren westlichen Nachbarländern gegenüber durch die USA fremdbestimmt wird.

# Grüne und die Linke



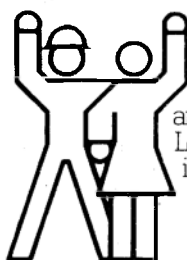
- Interview mit der AL Berlin
- Ökologie und Marxismus, Teil 2
- Kritik an Gruhl und Harich

in: Beiträge zum wissenschaftlichen Sozialismus No. 2/80

Ein Beitrag zur Verständigung der Linken auf eine konkrete politische Alternative

Sozialistische Studiengruppen

## Sozialistische Wirtschafts- und Sozial- politik



Programma-  
tische Leitsätze  
und Kapitalismus-  
analyse der  
Linkssozialisten  
in der BRD

VSA

nur 5,80

195 Seiten; DM 5,80

VSA-Verlag  
Postfach 50 15 71  
2000 Hamburg 50

## Außerhalb des Schwerpunktes

Peter Strieder

### Aussperrungsfreiheit

Nach dem jüngsten Beschluß des Bundesarbeitsgerichts (BAG) ist die Aussperrung weiterhin ein Mittel des Arbeitskampfes. Die Hoffnung vieler auf ein richterliches Verbot der Aussperrung konnte vom BAG kaum erfüllt werden. Die Zulässigkeit von Streik und Aussperrung ist eine politische, nicht rechtliche Entscheidung. Das Recht liefert lediglich den Vorwand, die aufgestellten politischen Prinzipien nicht demokratisch legitimieren zu müssen. Es regelt, wie es das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) vorexerziert (z.B. in den Entscheidungen zum Abtreibungsparagrafen und zur Kriegsdienstverweigerung), die gesellschaftlichen Verhältnisse von oben. Diese Problematik wird offensichtlich auch vom BAG gesehen, wie die Äußerung seines Präsidenten zeigt, der während der Verhandlung erklärte, daß sich das Gericht vom Bonner Gesetzgeber im Stich gelassen fühle.

Weil auch die DGB-Gewerkschaften wußten, daß eine BAG-Entscheidung zum Thema Aussperrung die grundsätzliche politische Frage nicht entscheiden würde, haben sie versucht, ihre Mitglieder für ein Verbot der Aussperrung zu mobilisieren. »Wir nehmen es nicht länger hin, daß sich Richter mit einem Interessenklüngel verbünden und demokratische Grundsätze vergewaltigen.«<sup>1</sup> Durch diese und ähnliche gewerkschaftliche Stellungnahmen sah sich so mancher Richter unter Druck gesetzt, sah seine richterliche Unabhängigkeit gefährdet. Die gesellschaftspolitische Entscheidung über die Zulässigkeit der Aussperrung bedarf einer breiten Diskussion, der sich auch die Richter zu stellen haben, ohne von unzulässigem Druck zu sprechen. Der IG Metall Vorsitzende Loderer formuliert dies so: »Das BAG ist zum Ersatzgesetzgeber geworden, ein Gesetzgeber freilich, der die Besonderheit hat, nicht abgewählt werden zu können. Deshalb ist gerade ihm gegenüber die Kritik — und sei sie noch so scharf — in der Sache legitim und notwendig.«<sup>2</sup>

### BAG: Aussperrung ist zulässig

Mit seiner neuerlichen Aussperrungsentscheidung ist das BAG den bisherigen Grundlinien seiner Rechtsprechung treu geblieben. In keinem Gesetz wird den Unternehmern die Aussperrung als Kampfmittel garantiert. Für das Recht der BRD entwickelte ausschließlich das BAG die juristische Begründung der Aussperrungsfreiheit, wenngleich es dieses Mittel unternehmerischer Machtdemonstration auch schon vor und während der Weimarer Republik gab.

1. In seinem Beschluß von 1955 hat das BAG die Aussperrung grundsätzlich als rechtmäßig anerkannt, wenn auch Streik und Aussperrung »im allgemeinen unerwünscht (sind), da sie volkswirtschaftliche Schäden mit sich bringen und

den im Interesse der Gesamtheit liegenden sozialen Frieden beeinträchtigen.« Wegen der Grundsätze der »Kampfparität« (Waffengleichheit), der »Kampfmittelfreiheit« und der »staatlichen Neutralität«, müsse die Aussperrung grundsätzlich rechtmäßig sein. »Das ergibt sich aus den Grundsätzen des freiheitlich sozialen Rechtsstaates, insbesondere aus der allgemeinen Entfaltungsfreiheit und aus dem Gesamtzusammenhang unserer wirtschafts- und sozialverfassungsrechtlichen Grundprinzipien. Zu diesen Grundsätzen gehört das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, das die gegensätzlichen Interessen der am Wirtschafts- und Sozialleben Beteiligten ausbalanciert.«<sup>3</sup>

Nach diesem BAG-Beschluß erfordere die Kampfparität auch, daß die Unternehmer die Arbeitsverhältnisse mit den Beschäftigten fristlos lösen können (sog. lösende Aussperrung), ohne nach Beendigung der Aussperrung zur Wiedereinstellung verpflichtet zu sein. Diese Rechtsprechung ermöglichte, aktive Gewerkschafter problemlos aus den Betrieben zu entfernen, ohne die mittlerweile errungenen sozialen Schutznormen berücksichtigen zu müssen.

2. 1971 bestätigte das BAG seine Aussperrungsrechtsprechung im Wesentlichen. Es führte dabei, das »Gebot der Verhältnismäßigkeit« ein. Dieses »oberste Gebot« soll für das gesamte Arbeitskampfrecht gelten. Dies bedeutet:

- Arbeitskämpfe müssen zur Erreichung eines zulässigen Ziels geeignet, sachlich erforderlich und das letzte mögliche Mittel sein.
- Der Arbeitskampf muß fair geführt werden.
- Nach Beendigung des Arbeitskampfes muß der Arbeitsfriede wiederhergestellt werden.

Begründet wird das so ausgefüllte Gebot der Verhältnismäßigkeit durch die Betroffenheit nicht nur der unmittelbar an Streik und Aussperrung Beteiligten, sondern auch der Allgemeinheit. Deshalb seien bei Streik und Aussperrung »die wirtschaftlichen Gegebenheiten zu berücksichtigen und das Gemeinwohl darf nicht offensichtlich verletzt werden.«<sup>4</sup>

Auf die Aussperrung bezogen leitete das BAG aus dem Verhältnismäßigkeitsgebot eine starke Einschränkung der lösenden Aussperrung ab. Die Unternehmer waren von nun an in der Regel verpflichtet, nach Beendigung der Aussperrung alle Arbeitnehmer unter Wahrung ihrer bisher erworbenen Ansprüche aus dem Arbeitsverhältnis erneut zu beschäftigen.

3. In den jüngsten Entscheidungen des BAG vom 10. Juni 1980 wurde das Verhältnismäßigkeitsgebot, das bisher vor allem eine Beschränkung der Streikfreiheit gebracht hatte, auch für die Aussperrung konkretisiert: »Der zulässige Umfang von Abwehraussperrungen richtet sich nach dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit (Übermaßverbot). Maßgebend ist der Umfang des Angriffsstreiks.«<sup>5</sup> Die von den Gewerkschaften zunehmend praktizierten Teilstreiks verschärfen nach Ansicht des BAG »konkurrenzbedingte Interessengegensätze der Arbeitgeber« und stören »die für Verbandstarife notwendige Solidarität der Verbandsmitglieder nachhaltig.«<sup>6</sup> Dies erfordere die Zulässigkeit der Aussperrung. »Je enger der Streik innerhalb des Tarifgebiets begrenzt ist, desto stärker

ist das Bedürfnis der Arbeitgeberseite, den Arbeitskampf auf weitere Betriebe des Tarifgebiets auszudehnen.«<sup>7</sup> Streiken weniger als 25 Prozent der Arbeitnehmer eines Tarifgebiets, so dürfen bis zu 25 Prozent ausgesperrt werden. Ein Aussperrungsbeschluß, der unbefristet alle Arbeitnehmer eines Tarifgebiets als Antwort auf einen eng begrenzten Teilstreik betrifft, ist unverhältnismäßig und damit rechtswidrig. Jede Aussperrung, die auf einem solchen unverhältnismäßigen Beschluß basiert, soll ungeachtet der Zahl der tatsächlich Aussperrten rechtswidrig sein. Das BAG stellt neben diesen Einschränkungen der Aussperrungsfreiheit und dem Verbot bei Aussperrungen zwischen Organisierten und Nichtorganisierten zu unterscheiden fest, daß ein generelles Verbot der Aussperrung mit dem Tarifrecht unvereinbar sei. Dies gelte auch für das Aussperrungsverbot der hessischen Verfassung.

### **Kritik aus gewerkschaftlicher Sicht**

Die drei erwähnten Entscheidungen des BAG bilden eine Einheit. In ihnen kehren dieselben Begründungsmuster wieder. Allerdings orientierte sich die Rechtsprechung sowohl im Ergebnis als auch in der Begründung an den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Der Weg von der harten Linie 1955 zu den moderateren Tönen 1971 bis hin zum Teilerfolg von 1980 ist auch bestimmt durch die Entwicklung gewerkschaftlicher Kraft. Die Gewerkschaften haben in den vergangenen Jahren nicht nur ihre Mitglieder und die Öffentlichkeit über die politischen Auswirkungen der Aussperrungen informiert. Es ist ihnen auch gelungen, eine systemimmanente juristische Kritik der BAG-Rechtsprechung, deren Kernpunkte im folgenden dargestellt werden sollen, zu entwickeln.

1. »Das freie Spiel der Kräfte«, auch soziale Marktwirtschaft genannt, ist auch nach der Rechtsprechung des BVerfG, wie erst jüngst im Mitbestimmungs-urteil bestätigt wurde, nicht im wirtschaftspolitisch neutralen Grundgesetz verankert. Darauf kann also die Zulässigkeit der Aussperrung nicht gestützt werden. *Entgegen allen Behauptungen läßt sich eine Aussperrungsfreiheit auch sonst nicht aus der Verfassung ableiten.* Aus der Entstehungsgeschichte der Weimarer Reichsverfassung und des Grundgesetzes ist eher noch ein Verbot der Aussperrung zu entnehmen. Das Streikrecht ist jedenfalls in zahlreichen Länderverfassungen garantiert, während die Aussperrung mit Ausnahme der hessischen Verfassung, in der sie ausdrücklich verboten wird, mit keinem Wort erwähnt wird.

2. Aus dem Gleichheitsgrundsatz leitet das BAG die Waffengleichheit ab, aus der sich die Aussperrungsfreiheit ergebe. Bei dieser Argumentation bleibt das Gericht auf der formalen Ebene. Es wird weder berücksichtigt, daß Freiheitsrechte, wie der allgemeine Gleichheitsgrundsatz, als Abwehrrechte gegen den übermächtigen Staat erkämpft wurden. Noch wird untersucht, ob sich im Arbeitskampf überhaupt »Gleiche« gegenüberstehen. Dies wäre aber Voraussetzung bei der Anwendung des Gleichheitsgrundsatzes, da dieser lediglich die Ungleichbehandlung Gleicher verbietet. Es muß also gefragt werden, ob Unterneh-

mer(verbände) und Gewerkschaften gleiche Kampfpositionen haben. Es kann nicht erwartet werden, daß das BAG näher auf die bestehende Ungleichheit im kapitalistischen Produktionsprozeß eingeht. Aber selbst aus einer von der ökonomischen Gleichheit der Parteien ausgehenden Betrachtung ergeben sich Übergewichte des Kapitals:

- die wirtschaftlichen Einbußen der Unternehmer durch Streik sind mit der durch die Aussperrung drohenden Existenzvernichtung der Arbeitnehmer nicht vergleichbar.
- Durch Unterstützungsfonds werden bestreikte Unternehmen zum »Durchhalten« animiert, was sich, wie im Stahlstreik 1978/79, als 80 Mio. DM ausbezahlt wurden, durchaus lohnen kann.
- Antigewerkschaftliche Propaganda, bestimmt durch zum größten Teil arbeitgeberfreundliche Massenmedien, die zusätzlich durch die Verbandszeitschriften der Unternehmensverbände unterstützt werden — deren Auflage mit 30 bis 40 Millionen Exemplaren pro Monat dreimal so hoch ist, wie die der Gewerkschaftspresse —, wird wirkungsvoll gegen die Politik der Gewerkschaften in der Öffentlichkeit eingesetzt.
- Bei den Arbeitgeberverbänden werden 13mal mehr hauptamtliche Mitarbeiter (120000) als bei den Gewerkschaften (9000) beschäftigt.
- Den Beitragseinnahmen der IG Druck und Papier von 27,5 Mio. DM steht ein Jahresumsatz der Druckindustrie von 16,3 Mrd. DM gegenüber. Der Reingewinn der Axel Springer AG wurde 1977 mit 45 Mio. DM, der des Verlagshauses Gruner + Jahr mit 87,1 Mio. DM ausgewiesen. Im gleichen Jahr betrug der Beitragsüberschuß der IG Druck und Papier 1,84 Mio. DM. Der Umsatzüberschuß der Metallindustrie belief sich 1977 auf 28 Mrd. DM, der Beitragsüberschuß der IG Metall auf 40 Mio. DM.

Alle diese Zahlen verdeutlichen bei der gebotenen Skepsis gegenüber solchen Vergleichen, daß von *Parität, also gleicher Ausgangslage, nicht die Rede sein kann.*

Die Zulässigkeit der Aussperrung mit dem möglichen Konkurrenzverhalten der Unternehmen zu rechtfertigen, ist eine deutliche Parteinahme des BAG. Abgesehen davon, daß bisher keine Aussperrung bekannt wurde, die aus Wettbewerbsgründen notwendig war, entspricht es der vom BAG vorausgesetzten Parität der Tarifparteien, daß jede für die Geschlossenheit des eigenen Lagers zu sorgen hat. Die Gewerkschaften müssen täglich unter dem persönlichen Opfer der Streikenden den Konsens über die Fortführung des Kampfes herstellen. Solidarität ist die Voraussetzung für den Streikerfolg. Wegen des nur skizzenhaft angedeuteten Übergewichts des Kapitals, mußte die Arbeiterbewegung das Streikrecht entwickeln und erkämpfen. Streik bedeutet die Möglichkeit, unternehmerische Übermacht etwas zu beschneiden. Den Arbeitgebern als Ausgleich die Waffe der Aussperrung zuzugestehen, stellt die alten Ungleichheiten wieder her.

3. Auch bei dem Postulat, es müsse »die Freiheit der Wahl der Kampfmittel« herrschen, geht das BAG von einer formalen Gleichheit aus: »Im Verhältnis von

Arbeitnehmern und Arbeitgebern bedeutet das, daß im äußersten Fall jede Gruppe der anderen ihre Leistung entziehen kann, um sie zu einem entsprechenden Verhalten zu zwingen ... Dem Streik der Gewerkschaften entspricht die Aussperrung.«<sup>8</sup> Die Kampfmittelfreiheit folge insbesondere, so das BAG, aus dem Verfassungsgrundsatz, nach dem jeder das Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit habe. Dabei muß schon wegen des Wortlauts und der Entstehungsgeschichte des Grundgesetzes bezweifelt werden, daß mit der gewährleisteten Entfaltungsfreiheit das Ausspielen wirtschaftlicher Macht gemeint ist. Sicherlich ist damit nicht das Recht auf die Zerstörung der materiellen Existenz anderer zugestanden. Aber auch ein Angriff auf die Finanzen der Gewerkschaften mit dem Ziel des Ruins ist durch das Verfassungsverbot der Koalitionsbeschränkung rechtswidrig. Die Unvergleichbarkeit der Kampfmittel ergibt sich schon daraus, daß die Aussperrung immer ein Angriff auf die sozialen und materiellen Existenzgrundlagen der betroffenen Arbeitnehmer ist, während durch einen Streik noch nie die private Lebensführung eines Unternehmers eingeschränkt, sondern allenfalls der Unternehmensgewinn geschmälert wurde. *Streik und Aussperrung sind keine gleichen Kampfmittel.*

4. Auch mit dem vom BAG genannten Prinzip der *Staatsneutralität* läßt sich die Aussperrungsfreiheit nicht überzeugend begründen, da es ansonsten mit dieser Neutralität nicht weit her ist:

- das gesamte Arbeitsrecht ist durch Gesetz und Richterrecht staatlich reglementiert;
- Gesetzgeber und BAG bestimmen, wer Partei eines Arbeitskampfes sein darf (z.B. Friedenspflicht der Betriebsräte, Verbot spontaner, nicht durch Gewerkschaften angeleiteter Streiks);
- die staatliche Finanz- und Wirtschaftspolitik hat entscheidenden Einfluß auf die Tarifverhandlungen (Inflation, Arbeitslosigkeit);
- die offenen und versteckten Lohnleitlinien des Wirtschaftsministers und die Prognosen in den Jahreswirtschaftsberichten der Bundesregierung verdeutlichen in der Öffentlichkeit den gerade noch akzeptablen Lohnabschluß;
- die konzertierte Aktion diene zur Disziplinierung der Gewerkschaften, zum Festlegen von DGB und Arbeitgebern auf die wirtschaftspolitischen Daten der Regierung;
- auch Polizeischutz für Streikbrecher ist staatlicher Eingriff in den Arbeitskampf, wie auch die Durchsetzung der Aussperrung mittels Polizei. *Eine Staatsneutralität ist damit nicht gegeben.*

5. Zeitpunkt, Ziel, Art der Durchführung und Intensität der Arbeitskämpfe müssen laut BAG der *Verhältnismäßigkeit* entsprechen. Dieses aus dem Verwaltungsrecht übernommene Gebot, das die Machtfülle des Staates gegenüber dem einzelnen Bürger begrenzen sollte, führte insbesondere beim Streik zu Konsequenzen: Die Einbeziehung der Kampfziele in das Gebot der Verhältnismäßigkeit verdeutlicht die in diesem Gebot liegende Gefahr für die Tarifautonomie und insbesondere der Gewerkschaftsautonomie. Die Gerichte könnten künftig



über die Zulässigkeit gewerkschaftlicher Forderungen entscheiden. Welche Ziele entsprechen dem Verhältnismäßigkeitsgebot? Vertrauensleuteschutz? Erweiterte Mitbestimmung? Rationalisierungsschutz? Arbeitszeitverkürzung? Was ist Einschränkung des Gemeinwohls? Was ist dagegen die Durchsetzung von Mehrheitsinteressen gegen Minderheitsprivilegien? Das Verhältnismäßigkeitsgebot eignet sich als gänzlich undefinierter Begriff zur flexiblen Anpassung der Rechtsprechung an sich stets ändernde gesellschaftliche Verhältnisse. Je nach Notwendigkeit können die Zügel der Arbeitskampsrechtsprechung gelockert oder gestrafft werden. Für die Gewerkschaften wird der Arbeitskampf dadurch schwerer kalkulierbar und damit ein wichtiges Machtinstrument zurückgedrängt. *Die Unbestimmtheit des Gebots der Verhältnismäßigkeit führt zu einer weiteren Entpolitisierung und Verrechtlichung des Arbeitskampfes und damit in der Konsequenz zu einer Einschränkung der Streikfreiheit.* Die Einbindung in ein staatliches Instrumentarium wie die Rechtsprechung erleichtert die für die Effektivität des ökonomischen Systems erforderliche Planung. Durch die Verrechtlichung des Arbeitskampfes wird seine politische Dimension verschleiert, die richterlichen Entscheidungen werden eher hingenommen als die der Politiker.

Auch die anderen für die Zulässigkeit der Aussperrung angeführten Argumente lassen sich entkräften:

- Bisher konnte entgegen den Behauptungen nicht nachgewiesen werden, die Aussperrung führe zu einer Kampfverkürzung. Im Gegenteil: Die Aussperrung im Druckbereich verhinderte die Aufnahme von Schlichtungsverhandlungen. Den 55773 durch den Druckerstreik 1978 ausgefallenen Arbeitstagen stehen 245819 durch die Aussperrung verlorene gegenüber.
- Die behauptete Existenzgefährdung einzelner Unternehmen, die durch die Aussperrung abgewehrt werden müsse, fand bisher nicht statt. Im Streik um die Erhaltung ihrer Arbeitsplätze gefährden die Arbeitnehmer nicht ihre Arbeitsplätze durch das Bestreiken wirtschaftlich schwacher Betriebe. Der angebliche »Vernichtungstreik« gegen die »Süddeutsche Zeitung« 1978 führte in den ersten Monaten des Jahres zu einem Umsatzplus von 7 Mio. DM.

### **IG Druck und Papier gewinnt — IG Metall verliert**

Insgesamt sind bei den Arbeitsgerichten ca. 40000 Klagen der IG Druck und Papier und der IG Metall anhängig. Die Gewerkschaften fordern im Namen ihrer Mitglieder den für die Zeit der Aussperrung den Arbeitnehmern nicht gezahlten Lohn. Im Rahmen dieser Lohnklagen war die Zulässigkeit der Aussperrung zu prüfen, da davon die Rechtmäßigkeit der Lohnverweigerung während der Aussperrungszeit abhängt. Gewerkschaften und Arbeitgeber einigten sich auf einige Pilotklagen, die sie durch alle Instanzen bis zum BAG führten. Auf die Entscheidung des BAG können sich nun die unteren Gerichte risikolos stützen, falls es nicht überhaupt zu außergerichtlichen Vergleichen auf der Grundlage der BAG-Entscheidungen kommt.

Die Beschlüsse des obersten Arbeitsgerichts bedeuten für die IG Druck und

Papier nach eigenen Angaben, daß sie von den für die Aussperrung aufgewendeten 12 Mio. DM ca. 2 bis 3 Mio. DM von den Arbeitgebern zurückerhalten wird. Während der Teilstreiks um ein Rationalisierungsschutzabkommen, an dem zwischen 2300 und 4000 Arbeitnehmer beteiligt waren, beschlossen die Arbeitgeber mehrere Aussperrungsmaßnahmen:

1. Auf den Streik bei der Druckerei der Süddeutschen Zeitung sperrten die Münchner Unternehmer in sämtlichen Zeitungsdruckereien aus.
2. Danach kam es zu einer auf 24 Stunden befristeten überregionalen Aussperrung, die in 25 Betrieben angeordnet war.
3. Danach sollte eine bundesweite 48stündige auf die Mitglieder der IG Druck und Papier beschränkte Aussperrung erfolgen, die jedoch nur geringe Resonanz fand.
4. Eine Woche später beschlossen die Zeitungsverleger die unbefristete bundesweite Aussperrung. Wäre dieser Beschluß befolgt worden, wären als Antwort auf den Streik von 2300 Arbeitnehmern ca. 145000 Drucker ausgesperrt worden. Tatsächlich wurden ca. 40000 Arbeiter 5 Tage ausgesperrt.

Das BAG hat die unter 3) aufgeführte Aussperrung insoweit für rechtswidrig erklärt, als tatsächlich nur Mitglieder der kämpfenden Gewerkschaft ausgesperrt wurden. Wegen der Unverhältnismäßigkeit zwischen der Zahl der Streikenden und der nach dem Aussperrungsbeschluß Betroffenen ist die unter 4) erwähnte Aussperrung rechtswidrig gewesen. Die infolge der unter 3) und 4) dargestellten Maßnahmen entstandenen Kosten haben die Arbeitgeber der IG Druck und Papier zu erstatten. Die anderen Aussperrungsmaßnahmen, die z.B. in München fast vier Wochen dauerten, gehen zu Lasten der Gewerkschaftskasse. Dies sind ca. 80 Prozent der 12 Mio. DM Aussperrungskosten. Die IG Metall unterlag mit ihren Klagen völlig. Im Kampf um die 35-Stunden-Woche streikten 1978 in NRW 40000 Metaller. Die Stahlindustriellen sperrten drei Tage später die Streikenden und weitere 30000 Arbeitnehmer aus. Dieses Verhältnis wird vom BAG toleriert.

### **Weiter im Kampf gegen die Aussperrung**

Trotz dieses vor dem BAG errungenen Teilerfolgs können die Gewerkschaften nicht zufrieden sein. Auch wenn die IG Druck und Papier bei einem jährlichen Beitragsüberschuß von 1,8 Mio. DM statt 12 Mio. DM »nur« 10 Mio. DM für die Aussperrung aufwenden muß, ist die Aushöhlung der Tarifautonomie vorprogrammiert. Die Rücklagen der ÖTV würden beispielsweise für einen einzigen Tag bundesweiter Aussperrung reichen. Müssen die Gewerkschaften als Antwort auf einen Streik ständig mit nicht verkräftbaren Aussperrungskosten rechnen, wird die Kampfkraft schon vor Kampfbeginn geschwächt. »Ohne wirksame Streikdrohung wird aus einer Gewerkschaft eine Vereinigung zur Unterzeichnung von Tarifverträgen (und zwar solcher, wie sie die Arbeitgeber wollen)«<sup>9</sup>, warnte angesichts der Aussperrung im Stahlbereich das IG Metall Vorstandsmitglied Karl-Heinz Janzen.

Die Tarifautonomie wird aber nicht nur durch die finanziellen Folgen der Aussperrung bedroht. Die Aussperrung führt immer zu einer Eskalation des Arbeitskampfes, die in der Öffentlichkeit, da Ruhe immer noch als erste Bürgerpflicht gilt, zu starkem Druck auf die »Angreifer«, die Gewerkschaften, führt. Eine Bedrohung der Tarifautonomie ist es auch, wenn die betroffene Gewerkschaft zwar nicht ausgezehrt werden kann, weil ihr die anderen Gewerkschaften helfen, aber ihre Abhängigkeit vom DGB-Kampffonds zur Einschränkung der politischen Willensbildung und damit des gewerkschaftlichen Handlungsspielraums führt. Die von den Unternehmerverbänden praktizierte »Vernichtungsaussperrung«, das Aushungern und damit Zerschlagen von Interessenvertretungsorganen der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung rührt an den Lebensnerv der Gewerkschaftsbewegung. Die Gewerkschaften werden, wie sie bereits erklärten, die weiteren rechtlichen und politischen Möglichkeiten ausloten. Klar ist, die Aussperrung ist kein juristisches Problem. Der Gesetzgeber kennt die durch Richterrecht geschaffene juristische Lage seit 30 Jahren. Sollte er eine Veränderung wollen, so muß er sie politisch herbeiführen. Er kann sich nicht länger hinter der Justiz verstecken. Dies in der Öffentlichkeit zu verdeutlichen und den Veränderungswillen bei den Politikern »hervorzurufen«, wird wesentliche Aufgabe der Gewerkschaften sein.

Die Sozialdemokratie darf sich nicht, wie sie es im Wahlprogramm versucht, mit vagen Verweisen auf das Fehlen einer moralischen Grundlage für die Aussperrung aus der Verantwortung stehlen. Die Arbeitskämpfe der vergangenen Jahre haben deutlich gemacht, daß es bei der Aussperrung nicht um Moral geht. Mit der Existenzbedrohung der Gewerkschaften müssen sich Sozialdemokraten politisch, nicht lamentierend auseinandersetzen. Ansätze dafür gibt es in Hamburg und Bremen, wo an einem gesetzlichen Verbot der Aussperrung gearbeitet wird. Diese Gesetzesvorhaben, die sich nicht auf ein Arbeitskampfgesetzbuch erstrecken, das auch die Streikfreiheit einschränken würde, sondern lediglich ein Verbot der Aussperrung normieren sollen, müssen weiter verfolgt werden. Die Feststellung des BAG, das Aussperrungsverbot der Hessischen Verfassung und damit jedes landesrechtliche Verbot der Aussperrung sei mit dem Bundesrecht unvereinbar, sollte diese Gesetzesvorhaben nicht verhindern. Denn: Es gibt kein Bundesrecht, das die Aussperrungsfreiheit gewährleistet. Dagegen ist die Hessische Verfassung ein Paradebeispiel für den Willen zum demokratischen Neuanfang nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus. Dieser demokratisch-antifaschistische Geist ist immer noch politischer Auftrag gerade an die SPD und kann durch Richterrecht nicht außer Kraft gesetzt werden. Der DGB hat im Rahmen der Aussperrungsprozesse versucht, sowohl seine Mitglieder, wie auch die Öffentlichkeit durch Flugblätter und Anzeigen zu mobilisieren. Diese Aktionen müssen weitergehen — gerade im Wahlkampf. Ein Anfang ist schon mit den Prüfsteinen des DGB zur Bundestagswahl gemacht. Darin fordert der DGB: »Angriffe auf die Tarifautonomie sind abzuwehren. Dazu gehört auch der Kampf gegen die Aussperrung mit dem Ziel eines generellen Verbots der Aus-

sperrung.«<sup>10</sup> Dieses Verbot ist nur durch eine breite Mobilisierung erzwingbar. Es muß allerdings erwartet werden, daß ein gesetzliches Verbot der Aussperrung nicht durchsetzbar ist, solange die Einzelgewerkschaften nicht selbst in der Lage sind, entsprechende, die Aussperrung verbietende Klauseln in Tarifverträgen durchzusetzen. Die Gewerkschaften müssen bis zu einem endgültigen Verbot der Aussperrung intensiv Alternativen zur bisherigen, unter der Aussperrungsfreiheit möglicherweise selbstmörderischen, Streiktaktik entwickeln (z.B. kurze Warnstreiks abwechselnd in einzelnen Betriebsabteilungen, Einhaltung der Arbeitsschutzbestimmungen, bei Krankheit nicht zur Arbeit zu erscheinen, mehrtägige Betriebsversammlungen etc.). Es ist nicht ausreichend, wenn es im Entwurf des DGB Grundsatzprogrammes heißt: »Die Aussperrung als Willkürinstrument der Arbeitgeber ist in jeder Form verfassungswidrig und muß verboten werden. Die Aussperrung wird von den Gewerkschaften als Angriff auf ihre Betätigungsmöglichkeiten und ihren Bestand solidarisch bekämpft.«<sup>11</sup> Der DGB und die Einzelgewerkschaften müssen Arbeitgebern und Politikern klar machen: Jede künftige Aussperrung trifft auf die geschlossene Gegenwehr, auf den Solidaritätsstreik aller Einzelgewerkschaften und des DGB, denn das Verhindern von Aussperrungen ist für die Gewerkschaftsbewegung lebensnotwendig.

### Anmerkungen

- 1 Heinz Oskar Vetter auf der DGB-Kundgebung gegen Aussperrung in Dortmund.
- 2 Aus der Begrüßungsansprache zur wissenschaftlichen Tagung der IG Metall »Streik und Aussperrung«, 1973.
- 3 Arbeitsrechtliche Praxis Nr. 1 zu Art. 9 GG: Arbeitskampf.
- 4 Arbeitsrechtliche Praxis Nr. 43 zu Art 9 GG: Arbeitskampf.
- 5 »Vorwärts«-Dokumentation, 19.6.1980.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Arbeitsrechtliche Praxis Nr. 1 zu Art 9 GG: Arbeitskampf.
- 9 »Metall« Nr. 12, 19.6.1978.
- 10 »Quelle« DGB-Funktionärszeitschrift, Juni 1980.
- 11 DGB-Grundsatzprogrammentwurf 19870, S.9.

Dieter Scholz

## **Zwischen zwei Bundeskongressen: Hannover 1971 — Hannover 1980**

Gäste und Delegierte des Juso-Bundeskongresses 1980 versammelten sich auf historischem Boden. In Hannover fand 1971 jener inzwischen fast legendäre Strategie-Kongreß statt, dessen Diskussionen und Kontroversen um die Strategie der Jungsozialisten als gesellschaftsverändernde Kraft mit sozialistischer Perspektive die Organisationspolitik in den 70er Jahren beherrschte. In den Begriffen »Doppelstrategie« und »antimonopolitistisches Bündnis« standen sich seitdem zwei unterschiedliche Politikkonzeptionen gegenüber, denen bei aller Gegensätzlichkeit eines gemeinsam war: die Integration der Sozialdemokratie in das kapitalistische System der Bundesrepublik aufzubrechen, um die soziale Emanzipation der lohnabhängigen Mehrheit der Bevölkerung gegen die in allen Bereichen herrschende Minderheit der Kapitaleigner einzuleiten.

Aus der Sicht der rechtssozialdemokratischen Parteimehrheit, die 1959 mit der Verabschiedung des Godesberger Programms die Politik der Klassenharmonie oder auch Sozialpartnerschaft zwischen Kapital und Arbeit zum Programm erhoben hatte, war damit eine innerparteiliche Opposition erwachsen, die ihrer Politik auf Dauer gefährlich werden konnte. Es war daher notwendig, auf diese Entwicklung zu reagieren. Der Machtwechsel bei den Jungsozialisten von der parteiloyalen antikommunistischen Nachwuchsorganisation der Gründerzeit des Godesberger Programms zur antikapitalistischen Richtungsorganisation hatte bereits 1969 in München stattgefunden. Der damals dem Parteivorstand dienende Jungsozialisten-Bundessekretär Ernst Eichengrün schlug dem SPD-Parteivorstand nach der »radikalen Wende« eine »flexible politische Strategie« gegenüber den Jungsozialisten vor mit dem Ziel, die Entwicklung auf eine »halblinke Stabilisierung« zurückzudrängen. Ohne diesen Begriff im Sinne Eichengrüns hier näher bestimmen zu wollen, läßt sich aufgrund der Juso-Entwicklung feststellen, daß die Partei die Linksentwicklung der Jungsozialisten anfänglich zwar kritisierte aber tolerierte und nicht sofort zu Zensurmaßnahmen und Parteiausschlüssen zur Bekämpfung der innerparteilichen Opposition griff. Diese administrativen Maßnahmen fanden erst zunehmend Anwendung, als sich die Linksentwicklung der Jungsozialisten konsolidierte und sich sogar eine marxistische Mehrheit auf Bundesebene durchzusetzen begann. Die Hintergründe für diese politische Entwicklung und der Inhalt des Eichengrünschen Vorschlags einer Strategie der halblinken Stabilisierung werden deutlich, wenn man die Gesamtsituation der SPD zum damaligen Zeitpunkt berücksichtigt.

Die Linkswendung der Jungsozialisten fand in einer Zeit statt, in der die Sozialdemokratie erstmals in ihrer Geschichte im Begriff stand, durch ein Bündnis mit der FDP die vorherrschende Regierungspartei zu werden. Das Interesse der Rechtssozialdemokratie konzentriert sich seitdem auf den Erhalt dieser Regie-

rungsmacht. Da sie mit ihrer Politik keine grundsätzlichen Veränderungen der sozialen Verhältnisse anstrebt, sondern eine Politik des sozialen Ausgleichs zwischen den Klassenantagonismen Kapital und Arbeit betreibt, gerät ihre Politik in einen beständigen Widerspruch, der des permanenten Ausgleichs bedarf. Dieser Widerspruch besteht zwischen der Ebene der Produktionsverhältnisse und den hier beständig wirkenden Klassegegensätzen — die auf der Ebene der Politik beständig drohen, in offene Klassenauseinandersetzungen umzuschlagen — und dem Bestreben der Sozialdemokratie, diese Klassenauseinandersetzungen durch eine Politik der Klassenharmonisierung zu verhindern. Der Preis für diese Politik ist aber, daß die Sozialdemokratie — insbesondere in Zeiten wirtschaftlicher Krisen — auf eine soziale Interessendurchsetzung der Mehrheit der abhängigen Bevölkerung gegen die Sicherung der Kapitalinteressen verzichtet. Die Wirkung dieses politischen Zusammenhangs kann nun zur Verweigerung der Zustimmung zu rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik durch die soziale Basis der SPD führen und damit ggf. auch zum Verlust der Regierungsmacht. Die Rechtssozialdemokratie versucht dieses Problem der Massenzustimmung zu ihrer Politik zu lösen, indem sie an die Stelle politischer Massenmobilisierung ihrer Basis sozialdemokratische Vertrauensarbeit setzt. Jede Form einer breiten politischen Mobilisierung birgt die Gefahr des offenen Klassenkampfes in sich, der in Gegensatz zur Politik der Sozialpartnerschaft und damit auch zur Regierungspolitik der SPD gerät. Diese Politik hat die Demobilisierung der abhängig Beschäftigten zur Voraussetzung, deren Verhältnis zur Regierung nur durch Vertrauen bestimmt sein soll — nicht aber durch eigenständiges solidarisches Handeln zur Gesellschaftsveränderung.

Um die Politik des Mobilisierungsverbotes auch innerparteilich abzusichern, werden Abgrenzungsbeschlüsse und Bündnisverbote durchgesetzt, die alle diejenigen zurückhalten bzw. ausgrenzen sollen, die eine Politik der Klassenharmonisierung ablehnen und für eine Politik der sozialen Emanzipation der unterdrückten Klassen eintreten. Andererseits ist die Sozialdemokratie zur Absicherung ihrer Vorherrschaft aber auf die Integration systemkritischer Kräfte in das sozialliberale Bündnis angewiesen. Hierzu ist die Arbeit von politischen Kräften in der SPD nützlich, die zwar gegenüber rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik kritische Positionen vertreten, auf eine Mobilisierungsstrategie zur realen Veränderung der SPD aber verzichten und die Politik der SPD durch »linke« Vertrauensarbeit in ihren Zielgruppen absichern. Damit gewinnt auch der von Eichengrün formulierte Vorschlag einer »halblinken Stabilisierung« der Jungsozialisten im Parteivorstandsinteresse Konturen. Einerseits sollten die Jungsozialisten von der innerparteilichen Macht ferngehalten werden, andererseits sollten die system- und parteikritischen Oppositionsbewegungen zumindest für Wahlentscheidungen an die SPD gebunden werden oder sogar in die Partei integriert werden. Daß aber auch diese Strategie der Integration ihre Grenzen hat, ist spätestens mit dem Parteiausschluß des marxistischen Bundesvorsitzenden der Jungsozialisten, Klaus-Uwe Benneter, deutlich geworden, dessen Wahl

auf dem Bundeskongreß 1977 in Hamburg eine konsequente Linksentwicklung der Jungsozialisten signalisierte. Damit schien der Parteiführung eine Politik der »halblinken Stabilisierung« bei den Jungsozialisten nicht mehr durchsetzbar zu sein. Deshalb betrieb sie den Ausschluß des Genossen Benneter. Dennoch ist zu fragen, warum die Parteimehrheit nicht bereits 1969 — nach dem Motto »wehret den Anfängen« — zu administrativen Mitteln gegenüber der Linksentwicklung der Jungsozialisten griff. Die Formulierung »flexible politische Strategie« von Eichengrün legt ja nahe, daß auch eine politische Ausgrenzungsstrategie möglich gewesen wäre, die zu sofortigen Parteiausschlüssen geführt hätte, wie z.B. beim SDS-Konflikt Anfang der 60er Jahre. Vergleicht man aber die Entwicklungsspanne zwischen dem Unvereinbarkeitsbeschluß mit dem SDS und dem Benneter-Ausschluß, so ist auffällig, daß das erste Datum die ersten Regungen der Studentenbewegung signalisierte und das letzte in eine Entwicklungsphase fiel, in der die Studentenbewegung bereits ihre Kraft verloren hatte und die Krise der gesellschaftlichen Linken offensichtlich wurde. Die Linkswendung der Jungsozialisten findet hingegen 1969 in einer Phase hoher Mobilisierung der studentischen und lernenden Jugend statt. Die Massenmobilisierungen der Studentenbewegung — die auch Ausdruck der Krise rechtssozialdemokratischer Politik in der bürgerlichen Gesellschaft ist — sichert außerparteilich die innerparteiliche Linkswendung der Jungsozialisten ab. U.a. diese Tatsache zur Kenntnis zu nehmen und sie zu verallgemeinern ist notwendig, wenn man die seit dem Benneter-Ausschluß viel zitierte Krise der Jungsozialisten überwinden will, denn dies heißt:

1. Die Politik der »halblinken Stabilisierung« bedeutete für den Parteivorstand aus der »Not eine Tugend« zu machen, da jede Administration gegen die Linksentwicklung der Jungsozialisten angesichts der Studentenbewegung zu einer politischen Konfrontation geführt hätte, die die gerade erkämpfte Regierungsmacht wieder in Frage gestellt hätte.

2. Will man den 1969 von den Jungsozialisten formulierten Anspruch zur Veränderung der Sozialdemokratie durchsetzen, so ist diese Veränderung nur in einer Einheit zwischen außer- und innerparteilicher Mobilisierungsarbeit zu verwirklichen. Diese Strategie wird insbesondere immer dann Erfolge, d.h. Zugeständnisse an linkssozialdemokratische Politik, verzeichnen können, wenn die Krise rechtssozialdemokratischer Politik durch »Vertrauensenzug« und Kritik ihrer sozialen Basis in unterschiedlichen Bereichen der Politik deutlich wird und die linke Sozialdemokratie verallgemeinerbare politische Alternativen formuliert und diese in Mobilisierungsarbeit umsetzt.

Diese Erkenntnis mag banal klingen — sie ist in der Juso-Diskussion auch nicht neu —, dennoch hat sie seit dem Benneter-Ausschluß in der Bundespolitik der Jungsozialisten keinen Eingang mehr gefunden. Statt in Anknüpfung an die gewerkschaftlichen Kämpfe und im Bündnis mit der demokratischen und ökologischen Bewegung in der Bundesrepublik politischen Druck zu entfalten, der den mehr oder weniger bruchlos den Kapitalinteressen dienenden Bundestags-

parteien Zugeständnisse abringt, und sich damit als Bestandteil einer realen gesellschaftsverändernden Bewegung auszuweisen, in der die politische Mitarbeit wirkungsvoll ist, veranstaltete der Juso-Bundesvorstand und die ihn tragenden reformistischen Kräfte nur noch Scheinbewegungen, die weder rechte noch rechtssozialdemokratische Politik beeinträchtigten. Kennzeichnend für diese in Verantwortung des Benneter-Nachfolgers Schröder durchgeführte Politik sind die unter Juso-Vorherrschaft initiierten Friedens- und »Bürgerrechtsbewegungen«, die bisher weder etwas zur Friedenssicherung noch zur Verteidigung von Bürgerrechten beigetragen haben. Gleichzeitig wurden alle außerparteilichen Initiativen boykottiert, in denen nur eine gleichberechtigte Beteiligung von Jungsozialisten nicht aber ihre Vorherrschaft gewährleistet war. Dies galt z.B. für den Antifaschistischen Kongreß in Mainz, die Hamburger Initiative »Weg mit den Berufsverboten« und die für den Bundestagswahlkampf regional entstehenden Anti-Strauß-Initiativen. Mag man diese Politik noch einerseits als eigenständige Mobilisierungsversuche ansehen oder andererseits als Unfähigkeit aufgrund politischer Schwäche, so wird der Gehalt der Schröderschen Bundesvorstandspolitik spätestens in der Auseinandersetzung um die Gewerkschaftspolitik der Jungsozialisten klar.

In einer Phase zunehmender politischer Spannungen zwischen direkter Sicherung materieller Interessen der abhängig Beschäftigten in gewerkschaftlichen Kämpfen und rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik setzte der Juso-Bundesvorstand einen Gewerkschaftsbeschluß in der Organisation durch, der Jungsozialisten zur Eigenständigkeit ihrer Politik in der Einheitsgewerkschaft verpflichten sollte. Dieser direkte Angriff auf die Gewerkschaftsautonomie und eine sehr zweideutige Haltung in der Auseinandersetzung um die sog. »kommunistische Unterwanderung« der Einheitsgewerkschaft bzw. der Gewerkschaftsjugend, weckte die starke Befürchtung, daß mit dem Bundesvorstand Schröder die Politik der »halblinken Stabilisierung« in Erfüllung zu gehen droht. Denn es ging in erster Linie um die Absicherung sozialdemokratischer Politik in allen Bereichen der Gesellschaftspolitik, was mangels eigener politischer Stärke nur die Absicherung rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik bedeuten konnte. Der Druck der Strauß-Kandidatur mag die Integration der Mehrheit der Jungsozialisten in die sich für den Bundestagswahlkampf formierende Sozialdemokratie noch beschleunigt haben.

Diese Tatsache bedeutete aber für den zweiten Bundeskongreß in Hannover, daß hier nicht zunächst um unterschiedliche sozialistische Strategien zur Veränderung der Sozialdemokratie gerungen wurde, wie noch auf dem 71er Kongreß, sondern daß für die Reformisten sozialdemokratische Integrationspolitik im Vordergrund stand. Dieser Konflikt bestimmte alle Kongreßauseinandersetzungen. Ob in Fragen der Anti-Strauß-Komitees, der Schülerarbeit oder der Gewerkschaftsarbeit, es stand immer die Frage: Mobilisierung der Betroffenen für ihre Interessen und damit auch Überwindung der Isolation der Jungsozialisten in der bundesdeutschen Linken oder halblinken Vertrauensarbeit und Integration



in rechtssozialdemokratische Mehrheitspolitik. Bewertet man auf Grundlage dieser Alternative das Kongreßergebnis, so ist festzustellen, daß sich die reformistische Verbandsmehrheit mit ihrer Integrationspolitik noch einmal knapp durchsetzen konnte. Die Opposition konnte sich jedoch gegenüber den beiden letzten Kongressen deutlich stärken, wie das gute Wahlergebnis des Kandidaten der Juso-Linken Wolf gegen den Reformisten Piecyk gezeigt hat. Der zweite Hannoveraner Kongreß hat damit Grundlagen geschaffen, um der tendenziellen »halblinken Stabilisierung« der Jungsozialisten entgegenzuwirken. Endgültig ausgeschlossen werden kann diese Gefahr nur durch eine neue Verbandsmehrheit.

Der in der Öffentlichkeit viel beachtete Entschluß des Kongresses, am 2. Verhandlungstag seine Zelte symbolisch am Bohrloch 1004 aufzuschlagen, ist der deutlichste Ausdruck für die Bewegungs- und Einflußlosigkeit der Jungsozialisten und für den Wunsch der Delegierten, dieses defensive »Treibenlassen« zu überwinden. Ein entscheidender Schritt, um in eine inhaltlich ausgewiesene und strategisch bestimmte Offensive zu gelangen, war der Polittourismus nach Gorbelen allerdings nicht. Dies machte bereits die Mobilisierungsparole deutlich, die auf dem Kongreß ausgegeben wurde: »Jusos zum Anfassen!« Wer »anfassen läßt«, verharrt in Passivität, statt zu agieren. Dies begeisterte auch die Dorfbewohner nicht, denn die wollten keine »Jusos zum Anfassen«, sondern Jusos, die anfassen. Doch die Busse fuhren pünktlich um 22.00 Uhr zurück. Der Münsteraner Bundeskongreß 1981 muß von den Jusos, die anfassen, als Chance genutzt werden, um die reformistischen Kräfte weiter zurückzudrängen.

Christoph Butterwegge

## Marxismus und/oder Austromarxismus?

Unter der theatralischen Überschrift »Die Vernichtung des Austromarxismus. Der jüngste Akte eines alten Trauerspiels« sucht Michael Krätke in der *spw* 7 meine Kritik am gegenwärtigen »Bauer-Boom« zu entkräften.<sup>1</sup> Schon der Titel seines Artikels liegt jedoch schief: Nicht der Marxismus/Leninismus vernichtet den Austromarxismus; dieser richtet sich durch den Widerspruch zwischen seiner (pseudorevolutionären) Theorie und (opportunistischen) Praxis selbst. Die Darstellung meiner Argumente gerät K. — sei es aus Unverständnis, sei es aus Böswilligkeit — zum ideologischen Gruselkabinett. Im Folgenden werde ich mich bemühen, Verdrehungen und Verfälschungen richtig zu stellen, Gründe und Hintergründe der Austromarxismus-Renaissance zu beleuchten sowie die damit für die sozialdemokratische und Juso-Linke verbundenen Gefahrenmomente einer politischen Desorientierung aufzuzeigen. Weil man aus dem Scheitern des Austromarxismus und

Bauers, seines Hauptrepräsentanten, mehr lernen kann als aus ihren Schriften, wird der Bezug auf die Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie einen Schwerpunkt bilden. Dasselbe gilt für K.'s Diskussionsbeitrag, der seiner ganzen Anlage nach die *solidarischer* Kritik gesetzten Grenzen überschreitet und persönlich diffamiert, statt daß er rational argumentiert.

### Zur Methode

K. geht nach dem im sog. »Stamokap«-Streit der Jungsozialisten bewährten Muster vor, wobei er sich den bis in die Parteilinke hinein virulenten Antikommunismus zunutze macht. Zunächst verwendet K. viel Mühe darauf, mittels mehrerer Zitate die grundsätzliche Übereinstimmung zwischen der Beurteilung des Austromarxismus durch Horst Klein und meiner Position nachzuweisen. K., der die »leninistische Agententheorie«, wonach die Sozialdemokratie ein Tummelplatz für Agenten der Bourgeoisie sei, schärfstens bekämpft, verfällt selbst in eine Agententheorie, wenn er Klein vorwirft, »in der DDR zuständig für die Bekämpfung des Austromarxismus« zu sein (76\*). Hat man hierzulande den politischen Gegner erst einmal in die Nähe eines »DDR-Philosophen« gerückt, ist der Rest ein Kinderspiel. Schon Johano Strasser hatte halb gewonnen, als er auf die DDR-Herkunft der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus hinwies. Der interessierte Leser möge noch einmal das sog. Strasser-Papier<sup>2</sup> und das »Konkret«-Steitgespräch des damaligen stellvertretenden Bundesvorsitzenden der Jungsozialisten mit Detlev Albers, aus dem das folgende Zitat stammt, nachschlagen; er wird feststellen, daß sich die Argumentationsfiguren beinahe bis aufs Wort gleichen:

»Strasser: Die Mehrheit der Jusos hat die These, der Staat sei ein Instrument der Monopole, zwar eindeutig abgelehnt. Aber sie war sich über das kapitalistische Wesen dieses Staates völlig klar. Worum es ging, war der Begriff 'Instrument' ... — Albers: Und das ist eine Erkenntnis, die seit über hundert Jahren im Mittelpunkt marxistischer Analyse steht. — Strasser: Das ist mir völlig wurscht... — Albers: Gut, dann ist dir hier eine marxistische Position wurscht. Wir sind schon immer davon ausgegangen, daß hier von uns eine marxistische Position gegenüber reformistischen Vorstellungen des gegenwärtigen Bundesvorstands formuliert wird.«<sup>3</sup>

Wie man sieht, verteidigte der »Dogmatiker« Albers, heute Mitherausgeber der *spw*, seinerzeit die Kernsätze des Marxismus und seiner Staatskonzeption gegen den Reformismus. Für K. gibt es solche Grundlagen der marxistischen Staatstheorie, die bis zur Gegenwart Gültigkeit beanspruchen können, nicht. Er spricht von »spekulativen Redensarten über den 'Klassencharakter' des Staates« (84) und fällt damit noch hinter Strasser zurück, der die Klassennatur staatlicher Politik verbal zugestand und sie nicht verschämt in Führungszeichen setzte. Wer sich, wie K., auf den *Austromarxismus* beruft, muß sich an seinem Anspruch, Marxist zu sein, messen lassen. Dies hat nichts mit »Dogmatismus«, »linkem Doktrinarismus«, und was der Schimpfwörter aus der Mottenkiste des Antimarxismus mehr sind, die K. mir entgeschleudert, zu tun.

\* Die Seitenzahlen in Klammer beziehen sich auf *spw* 7

## Demokratie und »Diktatur des Proletariats«

Kommen wir zu den Folgen und der Funktion des dogmatischen »Antidogmatismus« K.'s. Nachdem K. das Zerrbild vom »dogmatischen«, der DDR-Propaganda hörigen Marxisten-Leninisten entworfen hat, kann er diesen kritisieren, ohne Position ernsthaft zur Kenntnis nehmen zu müssen. Das beste Beispiel für die Borniertheit und Ignoranz, mit der K. zu Werke geht, bildet der Begriff »Diktatur des Proletariats«, an dem sich alle Marxologen die Zähne ausbeißen. K. schreibt:

»Wer, wie die Austromarxisten, den höchst mißverständlichen Ausdruck 'Diktatur des Proletariats' aus seinem politischen Sprachgebrauch offiziell verbannt — wie dies mit ganz gleichen Begründungen 40 bzw. 50 Jahre später auch die österreichischen und französischen Kommunisten getan haben —, hat bei einem 'Marxisten' vom Schlage Butterwegges verspielt.« (84)

An diesem Satz stimmt so gut wie gar nichts. Erstens haben die Austromarxisten den Marxschen Diktaturbegriff zu keinem Zeitpunkt aus ihrem Vokabular gestrichen, sondern nur seinen Inhalt verändert. So heißt es im Linzer Programm der SDAP von 1926, das K. als historisches Vorbild preist:

»Die sozialdemokratische Arbeiterpartei wird die Staatsmacht in den Formen der Demokratie und unter allen Bürgerschaften der Demokratie ausüben. (...) Wenn sich aber die Bourgeoisie gegen die gesellschaftliche Umwälzung, die die Aufgabe der Staatsmacht der Arbeiterklasse sein wird, durch planmäßige Unterbindung des Wirtschaftslebens, durch gewaltsame Auflehnung, durch Verschwörung mit ausländischen gegenrevolutionären Mächten widersetzen sollte, dann wäre die Arbeiterklasse gezwungen, den Widerstand der Bourgeoisie mit den Mitteln der Diktatur (!) zu brechen.«<sup>4)</sup>

Der Unterschied gegenüber Marx, Engels und Lenin besteht darin, daß die Austromarxisten den (*Staatstyp* des) Sozialismus nicht als proletarische Klassendiktatur begreifen, sondern als *Staatsform*, die ausnahmsweise — nämlich im Fall konterrevolutionärer Umtriebe — zur Anwendung gelangen soll. Daß die Austromarxisten den Ausdruck »Diktatur des Proletariats« keineswegs aus ihrem Wortschatz tilgten, beweist auch Otto Bauers Spätwerk »Zwischen zwei Weltkriegen«, 1936 in der Emigration erschienen, wo die Möglichkeit der proletarischen Diktatur nach Niederschlagung des Faschismus ausdrücklich erwähnt wird:

»Die Erkenntnis, daß die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in die sozialistische eine Periode der Diktatur des Proletariats erfordern wird, steht (...) keineswegs im Widerspruche zum Kampf um die Demokratie. Im Gegenteil, gerade aus der Verteidigung der Demokratie in den bürgerlich-demokratischen, aus dem Kampf um die Wiederherstellung der Demokratie in den faschistischen Ländern können erst revolutionäre Situationen entstehen, die der Arbeiterklasse die Eroberung ihrer Diktatur möglich machen, die die Diktatur des Proletariats notwendig, unabwehrbar machen können.«<sup>5)</sup>

Zweitens haben die österreichischen und französischen Kommunisten den Begriff der Diktatur des Proletariats zwar aus ihrem Parteiprogramm gestrichen, allerdings mit ganz anderen Begründungen als die Austromarxisten. Sie bogen den Diktaturbegriff nicht dahingehend zurecht, daß er einen Ausnahmezustand der proletarischen Revolution bezeichnet, sondern begründeten ih-

ren Verzicht auf diese Formel mit Veränderungen der Klassenstruktur im staatsmonopolistischen Kapitalismus. Das antimonopolistische Bündnis der Arbeiterklasse muß eine Breite gewinnen, die es nicht erlaubt, dem Proletariat das Monopol der politischen Machtausübung im Übergang zum Sozialismus vorzubehalten. Außerdem haben die faschistischen Terrorregime den Diktaturbegriff in einer Weise diskreditiert, die es unmöglich macht, damit die proletarische Klassenherrschaft zu bezeichnen.<sup>6)</sup>

Drittens verzichte ich selbst auf den Begriff »Diktatur des Proletariats« zur Kennzeichnung der sozialistischen Staatsmacht, wovon K. durch einen Blick in meine Veröffentlichungen überzeugen könnte. Niemand, der dasselbe tut wie ich, hat bei einem Marxisten »meines Schlags« verspielt. K. müßte wissen, daß der Begriff »Diktatur des Proletariats« nur noch in Berufsverbots- und sozialdemokratischen Parteiordnungsverfahren, nicht mehr in Auseinandersetzungen der Linken eine Schlüsselrolle spielt. Seine Unkenntnis scheint Methode zu haben, so systematisch speist sie Angriffe gegen die marxistische Staats- und Demokratietheorie. In Abwandlung eines berühmten Zitats von Rosa Luxemburg könnte man sagen: Der Grundfehler des Austromarxismus ist der, daß er die Diktatur, genau wie K., der Demokratie entgegenstellt. Daß Rosa Luxemburg Demokratie und Diktatur des Proletariats gleichsetzt, bestreitet K., weshalb sie selbst zu Wort kommen soll:

»Demokratie beginnt zugleich mit dem Abbau der Klassenherrschaft und dem Aufbau des Sozialismus. Sie beginnt mit dem Moment der Machteroberung durch die sozialistische Partei. Sie ist nichts anderes als Diktatur des Proletariats.«<sup>7)</sup>

Mit der verfassungsgeschichtlichen Relativierung des Gegensatzes zwischen Demokratie und Diktatur, wie sie K. in Anlehnung an Bauer vornimmt, ist es nicht getan. Marx benutzte den Begriff »Diktatur des Proletariats« zum ersten Mal um die Jahrhundertmitte, als es noch keine sozialistische Revolution gegeben hatte und es schon vom zeitlichen Zusammenhang her unmöglich war, die Organisationsform des damit bezeichneten Arbeiterstaates konkret zu bestimmen. Die Pariser Kommune 1871 gab die ersten Hinweise darauf, welche Gestalt der Staat im Übergang zum Sozialismus annimmt. Dann war es die russische Oktoberrevolution 1917, aus der die Sowjets (Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte) als mögliche Form des sozialistischen Staates hervorgingen. Daß die »Diktatur des Proletariats« gesellschaftliche Grundlage der sozialistischen Demokratie und die bürgerlich-parlamentarische Demokratie Ausdruck der Klassendiktatur des Kapitals ist, will K. nicht in den Kopf.

»In dieser theoretischen Nacht sind nicht nur alle Katzen grau, sondern auch die Bundesrepublik unter sozialliberaler Regierung und Chile unter dem Pinochet-Regime dem 'Wesen' nach dasselbe: eine 'Klassendiktatur' der Bourgeoisie, die, nach Butterwegge, von der Staatsform überhaupt nicht berührt wird.« (83)

Wie ich zu erklären versucht habe, meint Marx mit der »Diktatur der Bourgeoisie« die Klassenherrschaft des Kapitals und kein Regierungssystem. K. wird nicht bestreiten wollen, daß sowohl die BRD als auch Chile kapitalistische Staaten sind. Was das mit einer Gleichsetzung von faschistischer Diktatur

und bürgerlich-parlamentarischer Demokratie zu tun haben soll, weiß ich nicht. Natürlich gibt es gewaltige Unterschiede zwischen den Staatsformen in Ländern gleicher Gesellschaftsordnung. Aber die herrschende Klasse übt hier wie dort die Staatsmacht aus, in mehr oder weniger gewalttätiger Art und Weise. Der Vorwurf fällt auf K. zurück: Konnte K. Bonapartismus, Faschismus und Bolschewismus nicht voneinander unterscheiden, weil er sie (in theoretischer Umnachtung, wie K. sagen würde) als »Gleichgewicht der Klassenkräfte« begriff<sup>8)</sup>, so wird der Trennungsstrich zwischen bürgerlicher Demokratie und Faschismus verwischt, wenn man auch privat(wirtschaftlich) organisierte Bereiche der Klassenherrschaft — z.B. Kirchen, Massenmedien und Verbände — zu »ideologischen Apparate(n) des Staates« erklärt, wie es die Autoren der »Herforder Thesen« in Anknüpfung an Louis Althusser tun.<sup>9)</sup> Wenn Detlev Albers u.a. von »ideologischen Staatsapparaten« sprechen, so wird damit »die analytische Unterscheidung zwischen Staatsapparat und bürgerlicher Gesellschaft aufgehoben und die Frage, ob die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft 'privaten' oder 'öffentlichen' Charakter haben, als irrelevant abgetan. Werden aber alle ideologischen und politischen Manifestationen des Überbaus als 'Staatsapparate' definiert, so wird eine Unterscheidung zwischen bürgerlichen Demokratien und Faschismus unmöglich.«<sup>10)</sup> Auch bleibt unerfindlich, wie die Juso-Linke der Zerschlagung des NDR durch die CDU-Regierungen Niedersachsens und Schleswig-Holsteins glaubhaft entgetreten will, wenn sie Rundfunkanstalten (unabhängig davon, ob privat oder öffentlich-rechtlich organisiert) als »ideologische Staatsapparate« begreift. Von diesem Standpunkt aus wäre nichts gegen einen Privatfunk einzuwenden!

### Theorie und Praxis des Austromarxismus

K. beschreibt, wie stark die österreichische Sozialdemokratie der Zwischenkriegszeit war. Dem ist, was K.'s Zahlenmaterial angeht, wenig hinzuzufügen. Sein (offenbar witzig gemeinter) Vergleich der Mitgliedszahlen von KPÖ »in ihren besten Zeiten« und sozialdemokratischem Fußballverband (81) wirft allerdings ein bezeichnendes Licht auf K.'s Antikommunismus und kann nur perfide genannt werden, wenn man bedenkt, welche Blutopfer die Kommunisten in faschistischen Konzentrationslagern für ihre Überzeugung brachten, wohingegen viele Sozialdemokraten, die vorher radikale Phrasen von sich gegeben hatten, in der Stunde der Bewährung versagten. Selbst Otto Bauer war nicht frei von Anpassungstendenzen, wie sein Versuch zeigt, der faschistischen Standesstaatsidee zu Beginn des Jahres 1934 gute Seiten für die Arbeiterbewegung abzugewinnen<sup>11)</sup>, was *Béla Kun*, Führer der ungarischen Räterepublik, zu der Bemerkung veranlaßte, er sei aus rein taktischen Überlegungen zur Losung »Diktatur des Proletariats!« übergeschwenkt, um die Arbeiterklasse zu spalten:

»Der politische Standort Otto Bauers war im Februar (1934, als republikanische Schutzbündler gegen den Austrofaschismus kämpften, Ch.B.) im Schlepptau der bewaffneten Erhebung der Arbeiter, deren übergroße Mehrheit damals der Sozialdemokratie angehörte. So wie er damals, als er

die Tatsache der bewaffneten Erhebung der österreichischen Arbeiter anerkannte, aber jeden entscheidenden Massenkampf — geschweige denn einen bewaffneten Kampf — für die Verteidigung der demokratischen Rechte der Arbeiterklasse nur gehindert hat, so will er auch mit der Anerkennung der Diktatur des Proletariats den einheitlichen unversöhnlichen Kampf für die Diktatur der Arbeiterschaft in Österreich nur bremsen, hindern, hemmen.«<sup>(12)</sup>

Wie die SPD-Führung die Einheitsfrontangebote der KPD noch im Januar 1933 zurückwies, so weigerte sich der SDAP-Vorsitzende Bauer ein Jahr später, den Generalstreik auszurufen und die Dollfuß-Diktatur mit Waffengewalt niederzuwerfen.

«Eine von der Praxis getrennte Theorie des Austromarxismus gibt es nicht und kann es nicht geben. Austromarxismus ist Widerspruch zwischen Wort und Tat, zwischen Theorie und Praxis.«<sup>(13)</sup>

Zu Recht hebt Bruno Frei hervor, daß die Geschichte des Austromarxismus eine Aneinanderreihung von Niederlagen ist, die nicht zufällig erfolgten. Warum sonst hat diese starke Sozialdemokratie, allen anderen Parteien der internationalen Arbeiterbewegung — wie K. berichtet — nach Mitgliederschaft, organisatorischer Schlagkraft und ideologischer Geschlossenheit weit überlegen, weder 1914 den Ersten Weltkrieg verhindert, der von Österreich ausging, noch den Sturz der Donaumonarchie 1918/19 zur Errichtung des Sozialismus genutzt oder fünfzehn Jahre später die Machtübernahme des Austrofascismus unmöglich gemacht? Daß ihre Führung am 15. Juli 1927 zuließ, daß ihr »bewaffneter Arm«, der Republikanische Schutzbund, den Wiener Arbeiteraufstand — statt ihn vor der Polizei zu schützen — niederhielt, sei nur als weitere wichtige Station der sozialdemokratischen Parteigeschichte erwähnt. Norbert Lesers von K. zum »Standardwerk« hochgelobtes Buch »Zwischen Reformismus und Bolschewismus« (74) spricht von diesem Datum als »Selbstenthüllung des Austromarxismus«<sup>(14)</sup>, eine Charakterisierung, der nur hinzuzufügen ist, daß die SDAP ein halbes Jahr zuvor ihr Linzer Programm verabschiedet hatte, in dem sie selbst die Mittel der Diktatur anzuwenden versprach, sollte die Bourgeoisie zum Angriff auf die Arbeiterklasse übergehen. Nirgends auf der Welt fand die Sozialdemokratie günstigere Bedingungen für die Verwirklichung des Sozialismus und ihrer (scheinbar revolutionären) Programmaussagen vor — und nirgends versagte sie so kläglich wie in Österreich. Kann sich der Austromarxismus davon freisprechen, womöglich gar keine Strategie der sozialistischen Gesellschaftsveränderung im Gegenwartskapitalismus zu sein?

K. sagt selbst: Im Österreich der Zwischenkriegsperiode gab es angeblich weder Monopole (er nennt nur eine Ausnahme: die Alpine-Montangesellschaft) noch mächtige Großbanken, weshalb sich der Austromarxismus damit nicht habe befassen müssen.<sup>(83)</sup> Die BRD-Wirtschaft wird jedoch von (multinationalen) Monopolen, Monopolgruppen und Finanzblöcken beherrscht, was den Schluß nahelegt, daß der Austromarxismus die westdeutsche Wirklichkeit im Jahr 1980 völlig verfehlt. Auch muß man nicht im Land mit der höchsten Kapitalkonzentration leben, um wissenschaftliche Erkenntnisse über den Imperialismus, monopolistischen und staatsmonopolistischen Kapitalismus zu gewinnen. Als ob mein Einwand, der Austromarxismus vernach-

lässige die Monopolproblematik (K. fragt: »Welches?« Monopol und offenbart seine Unkenntnis der Kritik der politischen Ökonomie des BRD-Kapitalismus), damit aus der Welt zu schaffen wäre, daß Österreich zum Hort der freien Konkurrenz seligen Angedenkens erklärt wird!

Aber nicht nur der Austromarxismus hat sich mitschuldig am Sieg des Faschismus gemacht, der um so schwerer wiegt, als die österreichische Arbeiterbewegung nicht gespalten, sondern beinahe geschlossen in der Sozialdemokratie organisiert war. Welchen Grund sollte es geben, gerade auf den Politiker zu rekurrieren, ihn als Identifikationsfigur zu empfehlen und seine Schriften aufzuarbeiten, der die bestorganisierte Arbeiterklasse Westeuropas und die mitgliederstärkste Partei der II. Internationale in den Abgrund, zur bedingungslosen Kapitulation vor dem Faschismus führte? Eine befriedigende Antwort auf diese Frage habe ich von den Trägern und Betreibern des »Bauer-Booms« noch nicht gehört. Wer wie K. den sozialökonomischen Hintergrund, aber auch die praktische Politik des Austromarxismus während der Ersten Republik mit keinem Wort erwähnt<sup>15)</sup>, bewundert ein Theoriegebäude, das über weite Strecken Fassade für Reformismus und Revisionismus war. Die von K. strikt geleugnete Geistesverwandtschaft zwischen Otto Bauer und Eduard Bernstein, in deren Schriften es nur so von Überschneidungen wimmelt, beruht keineswegs auf »blanker Unkenntnis« meinerseits (78). Sie wird auch von Wilhelm Burian, der ihm zweifellos näher steht als mir, bestätigt, wenn er in bezug auf »Zwischen zwei Weltkriegen?« schreibt:

»Die Theorie vom 'Gleichgewicht' der Klassenkräfte wird vollends aufgegeben, und die 'Übergangsperiode' muß einem Staatsbegriff weichen, der der Idee Bernsteins sehr ähnlich ist.«<sup>16)</sup>

### **Austromarxismus — Sackgasse oder »dritter« Weg?**

Als große Entdeckung Bauers feiert K. den Gemeinplatz, »daß die Bedingungen für den Sieg einer proletarischen Partei in West- und Mitteleuropa andere sind als in Rußland, weil die Klassen und die Klassenbeziehungen andere sind.« (80)

Dies wußte schon Marx, und niemand hat die Unterschiede klarer gesehen als Lenin, der Wert darauf legte, daß über den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Revolution nicht die nationalen Besonderheiten übersehen wurden. K. empfiehlt zwar, weil auch ihm der Bauersche Reformismusbegriff allzu dürftig erscheint, die »ergänzende Lektüre Lenins« (79), scheint sie selbst aber bislang versäumt zu haben, sonst wäre sein Aha-Erlebnis bei der Abwandlung des sowjetischen Revolutionsmodells kaum zu erklären. Antonio Gramsci hat zum Beispiel immer wieder hervorgehoben, daß seine Hegemonietheorie nur die konsequente Fortführung bei Lenin angelegter Gedanken über die Revolution im Westen ist. Dies kann nur übersehen, wer nicht wahrhaben will, daß Lenin hier und heute, anders als die Petersburger Arbeiter 1917 den Sitz des Zaren, nicht im Traum daran dächte, das Palais Schaumburg zu stürmen oder sich womöglich an der Spitze der DKP in bewaffnete Abenteuer zu stürzen.

Wahrscheinlich wäre seine Strategie und Taktik der von den Kommunistischen Parteien Westeuropas bevorzugten ähnlich. Es besteht kein Grund, hier ein Feindbild in bezug auf den Leninismus sowie seine »Kader- und Avantgardepartei« (82) an die Wand zu malen.

Es ist eine marxistische Binsenweisheit, daß sich der Übergang vom Sozialismus in der hochindustrialisierten BRD anders gestalten wird als im größtenteils agrarisch strukturierten Zarenreich. Aber auch das Stalin-Trauma kann nur als unreal, von historisch-materialistischer Analyse nicht gedeckt bezeichnet werden. Industrialisierung und Zwangskollektivierung, mittels der Rußland zum sozialen Fortschritt gelangte, wird es in der BRD so wenig geben wie die Einschränkung des Wahlrechts für ehemalige Kapitalisten, Personenkult nach Stalinscher Manier, Schauprozesse und ähnlich schwerwiegende Verletzungen der sozialistischen Gesetzlichkeit. Wenn K. den Austromarxismus als Methode des »demokratischen Übergangs zum Sozialismus« empfiehlt<sup>17)</sup>, muß er sich die Frage gefallen lassen, welche Volksrevolution »undemokratisch« war, denn sonst gibt dieser Begriff keinen Sinn. K. sollte prüfen, ob die Tatsache, daß dem Sozialismus in rückständigen Ländern fast immer der Bürgerkrieg aufgezwungen wurde, die proletarische Revolution disqualifiziert oder die Brutalität der Reaktion dokumentiert. War die Pariser Kommune, von Engels als »Diktatur des Proletariats« bezeichnet, mit der sich Bebel im Reichstag solidarisierte, undemokratisch, weil die Kommunarden Gewalt anwendeten, anwenden mußten? Oder die Oktoberrevolution (wohlgemerkt: nicht die Stalin-Herrschaft, sondern der *Übergang* zum Sozialismus in der Sowjetunion), war sie etwa undemokratisch, weil sich die Arbeiter und Bauern mit der Waffe in der Hand befreiten? K. muß sich erklären, ob er »demokratischer Übergang« sagt, aber »parlamentarischer Weg« meint, was reformistische Illusionen verraten würde, wie sie in seinen Neutralitätsvorstellungen über den Staat anklängen. Das Schlagwort vom »dritten«, demokratischen Weg des Austromarxismus ersetzt die politische Kardinalfrage »Kapitalismus oder Sozialismus?« durch die Scheinalternative der bürgerlichen Staatsideologie »Demokratie oder Diktatur?«. Es baut falsche Fronten innerhalb der Linken auf und macht sie — erstmals nach dem Kalten Krieg — als Mittel einer modischen Begriffsbildung wieder hoffähig.

Gäbe es noch Zweifel an der Unbrauchbarkeit des Begriffs »dritter Weg« zur Kennzeichnung einer sozialistischen Strategie, sie würden durch einen Blick in die Memoiren des Geheimdienstlers Günther Nollau beseitigt, der vom Gespräch zwischen Mitarbeitern des Bundesamtes für Verfassungsschutz und DDR-Überläufern in den fünfziger Jahren berichtet:

»Einer kam auf die Idee, einen 'Dritten Weg' zu propagieren, einen schmalen Pfad, den zu begehen die Fähigkeit erforderte, zwischen dem orthodoxen Kommunismus und der reformerischen Sozialdemokratie zu balancieren. Wir trauten uns das zu, wobei manchem der Balancierenden der schmale Pfad als ein echter Weg in die Zukunft erschien.«<sup>18)</sup>

Der Bundesverfassungsschutz gründete sogar eine Zeitschrift mit dem Namen »Der Dritte Weg«, um Sozialisten im Grenzland zwischen SPD und ver-



botener KPD in die Irre zu führen. Meiner Meinung nach können Begriffe mit einer solchen Vergangenheit nicht dazu dienen, Identifikationsmöglichkeiten für marxistische Sozialdemokraten zu schaffen.

K. verteidigt Bauer gegen den Vorwurf des Einheitsfetischismus. Aber was ist es anderes, wenn Bauer auf dem Wiener Parteitag 1927 unter Bezugnahme auf die Ereignisse am 15. Juli desselben Jahres erklärt: »Hundertmal lieber einen falschen Weg einig gehen — denn Fehler kann man immer wieder korrigieren —, als um des rechten Weges willen uns spalten.«<sup>19)</sup> Damit kann man die Politik einer rechtssozialdemokratischen Führung gegenüber der Parteilinken mühelos legitimieren. Bauer billigte 1931 den Ausschluß der linksoppositionellen Reichstagsabgeordneten Kurt Rosenfeld und Max Seydewitz aus der SPD.<sup>20)</sup> — Hätte er nicht auch das Parteiordnungsverfahren gegen Klaus-Uwe Benneter »um der Parteeinheit willen« hingenommen? Schließlich ging es um eine Äußerung des damaligen Juso-Bundesvorsitzenden, die Mitgliedschaft in der SPD sei »kein Dogma, an dem wir nun in jedem Fall festhalten.«<sup>21)</sup>

Nach allem ergibt sich die Frage nach der Funktion des »Bauer-Booms«, die Frage, was seine Befürworter damit erreichen wollen. K. läßt die Katze aus dem Sack, wenn er sich zu dem Versuch bekennt, »die Tradition des Austromarxismus oder im weiteren Sinne des 'marxistischen Zentrums' der internationalen Arbeiterbewegung wieder in die Diskussion unter den Sozialisten und Kommunisten einzubringen.« (73) Die Rezeption des Austromarxismus ist das Mittel, die Rehabilitation des Zentrismus aber das Ziel. Hoffentlich sind sich alle Beteiligten darüber klar, daß der Rückgriff auf das »marxistische Zentrum« (in der SPD durch Kautsky, in der SDAP durch Bauer repräsentiert) eine Parteinahme gegen die Linke (Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Franz Mehring und Clara Zetkin in der deutschen, Max Adler in der österreichischen Sozialdemokratie) bedeutet.

Was meine Warnung vor einer Hinwendung zum Reformismus betrifft, so sehe ich mich durch K.'s Diskussionsbeitrag in der Meinung bestätigt, daß die Juso-Linke besser daran täte, sich die Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus anzueignen, als Detailkenntnisse über die Mitgliedsstärke sozialdemokratischer Fußballverbände der Zwischenkriegszeit zu erwerben. Das Geschäft, dem sich früher Johano Strasser mit ganzer Hingabe widmete, die »marxistisch-leninistische« Spreu vom sozialdemokratischen Weizen zu trennen, verrichtet die Juso-Linke heute selbst. Der Austromarxismus darf nicht zum theoretischen Scheidewasser (gemacht) werden! Pflichtübungen in Antileninismus nach dem von K. gelieferten Muster werden auch weiterhin nur dazu beitragen, die Theoriefeindlichkeit und speziell die antimarxistischen Affekte zu verstärken, die sich heute unter der heranwachsenden Generation bemerkbar machen, statt den Sozialismus voranzutreiben, daß neue Mitstreiter gewonnen werden.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Michael Krätke, Die Vernichtung des Austromarxismus, Der jüngste Akt eines alten Trauerspiels, in: spw 7, 3. Jg., Berlin (West), S.73ff.  
Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Arbeit.
- 2 Vgl. Johano Strasser, Zu Theorie und Praxis der »Stamokap«-Gruppe bei den Jungsozialisten, in: Der Thesenstreit um »Stamokap«, Die Dokumente zur Grundsatzdiskussion der Jungsozialisten, Reinbek bei Hamburg 1973, S.103ff.
- 3 »Deine Erfahrung in Ehren, Genosse...«, Streitgespräch zwischen Detlev Albers und Johano Strasser, in: konkret v. 15.2.1973, S.12.
- 4 Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs, beschlossen vom Parteitag zu Linz am 3. November 1926, in: Hans-Jörg Sandkühler/Rafael de la Vega (Hrsg.), Austromarxismus, Texte zu »Ideologie und Klassenkampf«, Frankfurt/M. 1970, S.385.
- 5 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus, in: Werkausgabe, Bd.4, Wien 1976, S.205.
- 6 Vgl. z.B. Georges Marchais: »Um von der Demokratie zum Sozialismus fortzuschreiten: Zwei entscheidende Fragen«, abgedruckt in: Etienne Balibar, Über die Diktatur des Proletariats, Mit Dokumenten des 22. Parteitages der KPF, Hamburg/Westberlin 1977, S.168ff.
- 7 Rosa Luxemburg, Zur russischen Revolution, in: Gesammelte Werke, Bd.4, August 1914 bis Januar 1919, 2. Aufl., Berlin (DDR) 1979, S.363.
- 8 Vgl. Otto Bauer, Das Gleichgewicht der Klassenkräfte, in: Hans-Jörg Sandkühler/Rafael de la Vega (Hrsg.), Austromarxismus, a.a.O., S.79ff. Bauer behauptet allen Ernstes: »Der Faschismus ist nicht eine Diktatur der Bourgeoisie, so wenig wie es der Bonapartismus war« (S.91, Fn.17). Man setze diese Aussage in Beziehung zu dem, was mir K. vorwirft (Verharmlosung des Faschismus)!
- 9 Siehe Detlev Albers u.a., Antwort auf die Kritiker, in: Für eine sozialistische Perspektive. Zur Diskussion um die Herforder Thesen — Position und Gegenposition (= spw-Sonderheft 1), Berlin (West) 1979, S.11.
- 10 Karin Priester, die Bedeutung von Gramscis »erweitertem« Staatsbegriff, in: Arbeitskreis Westeuropäische Arbeiterbewegung (Hrsg.), Eurokommunismus und marxistische Theorie der Politik (= Argument-Sonderband 44), Berlin (West) 1979, S.37.
- 11 Vgl. Otto Bauer, Klassenkampf und »Ständeverfassung«, in: Der Kampf 1/1934, S.1ff.
- 12 Béla Kun, Otto Bauers Weg, Von der Anerkennung des Ständestaates — zur Anerkennung der Diktatur des Proletariats, Moskau/Leningrad 1935, S.8f.
- 13 Bruno Frei, Otto Bauer und der Eurokommunismus, in: Das Argument 119, 22.Jg., Berlin (West) 1980, S. 90f.
- 14 Siehe Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus, Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien 1968, S.399ff.
- 15 Vgl. Volker Gransow/Michael Krätke, Thesen zur politischen Theorie im Austromarxismus, in: Arbeitskreis Westeuropäische Arbeiterbewegung (Hrsg.), a.a.O., S.103f.
- 16 Wilhelm Burian, Reform ohne Massen, Zur Entwicklung der Sozialdemokratie seit 1918, Wien/München 1974, S.35.
- 17 Vgl. auch Detlev Albers u.a. (Hrsg.), Otto Bauer und der »dritte« Weg, Die Wiederentdeckung des Austromarxismus durch Linkssozialisten und Eurokommunisten, Frankfurt/M. 1979.
- 18 Günther Nollau, Das Amt, 50 Jahre Zeuge der Geschichte, München 1978, S.227.
- 19 Otto Bauer, in: Protokoll des sozialdemokratischen Parteitages, abgehalten vom 29 Oktober bis 1. November 1927 in Wien, Wien 1927, S.128.
- 20 Vgl. Peter Kulemann, Am Beispiel des Austromarxismus, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich von Hainfeldbis zur Dollfuß-Diktatur, Hamburg 1979, S.369.
- 21 Benneter und die Folgen, in: konkret 5/1977, S.9.

## Dokumentation

Wolfgang Abendroth

### Renaissance des »klassischen« Austromarxismus\*

#### Zur ideologischen Entwicklung in der Sozialdemokratie

Je komplizierter der Kampf um die Erhaltung und den weiteren Ausbau ihres Anteils am Sozialprodukt für die abhängig arbeitende Klasse unter den Bedingungen der relativen Stagnation des ökonomischen Wachstums in den mitteleuropäischen kapitalistischen Ländern geworden ist, desto widerspruchsvoller werden in denjenigen politischen Parteien, die einst reformistisch-sozialdemokratische Arbeiterparteien waren und die sich seit der Fixierung und dem Kulminieren der Aufschwungphase seit Mitte der fünfziger Jahre zu — nach ihrer Selbstcharakterisierung — sei es progressiv-demokratischen, sei es »sozialistischen« »Volksparteien« unter Aufgabe des Klassenstandpunkts entwickelt haben, die Versuche, einen strategischen (und — als dessen Vorbedingung — einen ideologischen) Standpunkt zu gewinnen. Sie bleiben darauf angewiesen, daß die Arbeiterklasse (und die ihr benachbarten abhängig arbeitenden Schichten) den Kern ihrer Wähler und Mitglieder bildet. Sie sind deshalb genötigt — wenn auch nur innerhalb der Produktionsverhältnisse, in denen sie existieren, auch wenn man die schwedische, die schweizerische, die westdeutsche oder die österreichische Situation als Beispiel eines staatsmonopolistischen kapitalistischen Systems wählt —, mindestens ökonomische und sozialpolitische Tagesinteressen in Richtung auf stete Verbesserung des Lebensstandards der Massen zu verfechten. Aber weil sie sich andererseits als Exponenten des »Westens« gegen den »Osten« etablierten und wegen der in ihrem Bereich für eine relativ lange Periode gegenüber den Staaten des sozialistischen Bereichs besseren materiellen Lebensbedingungen für die Majorität der Bevölkerung auch (zunächst) für die Massen glaubhaft gerieren konnten, mußten sie gleichzeitig — im Zeichen der Ideologien des Antikommunismus, die sie übernahmen (bzw. in ihren sozialen Funktionen gemäßer Weise weiterentwickelten) — ihre frühere theoretische Verknüpfung mit dem Denken in Klassengegensätzen und mit dem Marxismus abstreifen, wie das in der SPD (der Meinung ihrer Führung nach endgültig) im Godesberger Programm 1959 geschehen ist. In denjenigen Staaten, in denen in einer längeren Periode brutalster faschistischer Herrschaft der Majorität der Arbeiterklasse das Klassenbewußtsein gewaltsam ausgetrieben worden war, wie vor allem in der Bundesrepublik und in Österreich, konnte diese Tendenz am weitesten vorangetragen werden, zumal in der Bundesrepublik der Sache nach seit dem ersten Strafrechtsänderungsgesetz von 1951, der Form nach seit dem KPD-Verbotsurteil von 1956 eine zweite (wenn auch nicht ganz konsequente) Illegalisierungsperiode gegenüber marxistischem Denken hinzutrat.

Die sozialdemokratischen Parteien (und die Majorität der Gewerkschaftsführung) beider Länder waren (und sind noch) in dieser doppelschichtigen Situation in eine rein pragmatische Tagespolitik hineingezwungen, die aber gleichwohl durch dem Scheine nach dauerhafte Postulate überbrückt werden mußte, um ihre Konsistenz und ihr potentielles Wachstum gegenüber den fast unverhüllt nur die Interessen des Monopolkapitals vertretenden (und in den fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre diese Staaten führenden) Parteien

\* Der Aufsatz erschien erstmals in dem Band »Marxismus und Arbeiterbewegung — Josef Schleiße zum 65. Geburtstag«, hrsg. v. Frank Deppe, Willi Gerns und Heinz Jung, Frankfurt/M. 1980, S.95 ff. — Wir danken dem Verlag Marxistische Blätter für seine Erlaubnis der Veröffentlichung in *spw*.

zu garantieren. Das ist zunächst — noch in der Periode des fast ununterbrochenen ökonomischen Wachstums des westdeutschen Kapitalismus zwischen dem Koreakrieg und der Rezession von 1966/67 — in der westdeutschen Sozialdemokratie im Rückgriff auf die zu dieser Zeit in den bürgerlichen Ideologien herrschenden (oder doch teilweise ausschlaggebenden) Vorstellungsweisen, die mit einigen relativ progressiven Tagesforderungen verknüpft wurden, durch das Godesberger Programm 1959 festgeschrieben worden. Damals wurden durch Willi Eichler und Adolph Arndt politisch und juristisch fast beliebig umdeutbare, auf ihren konkreten klassenbedingten Inhalt hin nicht untersuchte »Werte« und durch Heinrich Deist ebenso unüberprüfte ökonomische Gedankenreihen von Keynes (noch nicht einmal des linken Flügels des Keynesianismus) zum Kern eines (nur dem Scheine nach durchdachten) strategischen Denkens der SPD. Im Zeichen des dem kalten Krieg seit dem Schwenken zur Aufrüstungspolitik voll angepaßten außenpolitischen Verhaltens dieser Parteien wurde das alles mit extremem Antikommunismus kombiniert und deshalb jede Erwähnung der marxistischen Vergangenheit ihrer Organisationswelt sorgfältig vermieden. Erst die Rezession von 1966/67 brachte neue Denkanstöße, wie sie dann (durch die Studentenrevolte unterstützt) auf dem Nürnberger Parteitag der SPD 1968 Ausdruck gefunden haben. Doch waren inzwischen die (zudem noch mit dem Neoliberalismus kombinierten) ökonomischen Gedanken Karl Schillers und damit das Denken in den Begriffsreihen der »sozialen Marktwirtschaft« und der »Sozialpartnerschaft« für die Führung der Partei fast selbstverständlich geworden. In deren Bereich einordbar sind in dieser Zeit der fünfziger und des Beginns der sechziger Jahre auch alle Anpassungen an gewerkschaftliche Bestrebungen in bezug auf die Erweiterung von Rechten der abhängig arbeitenden Klasse in der Betriebsverfassung und Unternehmensverfassung geblieben, die in dieser Periode der Abschwächung der tagtäglichen Klassenauseinandersetzungen um die Verbesserung der materiellen Situation der Arbeiterklasse dadurch, daß die herrschende Klasse um ihrer großen Profite willen in nur unmittelbar materiellen Fragen erhebliche Konzessionen auch ohne große Streikkämpfe machen konnte (um einem Widererwachen aktiven Klassenbewußtseins vorzubeugen), weithin zurückgetreten waren, obwohl sie nie völlig verschwunden waren. Soweit die SPD Mitbestimmungsforderungen übernahm (und noch übernimmt), knüpfte sie zwar um der Tradition willen an Fritz Naphtalis Buch über die »Wirtschaftsdemokratie« an, verschwieg aber, daß er sie noch als Klassenkompromiß auf dem Weg zum Ziel einer sozialistischen Gesellschaft angesehen hatte. In der österreichischen Sozialdemokratie ist die gleiche Entwicklung zwar abgemildert, aber nicht grundsätzlich anders verlaufen. Soweit durch sie an die theoretischen Erörterungen vor dem Sieg erst des spezifisch österreichischen (1934), dann des nationalsozialistisch-großdeutschen Faschismus (1938) angeknüpft wurde, wurde zwar an Karl Renner, aber nicht an die damals führende Fraktion des Austromarxismus (um Otto Bauer) oder an deren »linkere« Version um Max Adler zurückgedacht, wie man durch Überprüfung der Publikationstätigkeit des für diese Partei charakteristischen »Europa-Verlages« leicht feststellen kann.

*Nach der innerparteilichen Krise, in die die westdeutsche Sozialdemokratie durch den Anstoß der Rezession, der Studentenbewegung und ihrer Beteiligung an der Großen Koalition geriet, mußte sie versuchen, die Rechtfertigung ihrer jeweiligen Politik durch neue Formen ideologischen Überbaus in wirksamer Weise zu sichern, wie dem andererseits die kritischen Strömungen, wie sie sich von nun an vor allem in den Jungsozialisten immer wieder zeigten, in die Partei zu »integrieren«.* Die Parteiführung hatte dabei das zentrale Anliegen, jede Rückkehr zum Denken in Klassenpositionen (also zur Möglichkeit der

Neuentwicklung von politischem Klassenbewußtsein in der abhängig arbeitenden Klasse) zu verhüten, um ihre künftige Koalitionspolitik (zunächst mit der CDU/CSU, dann mit der FDP) nicht zu »belasten«. So kam es zum weiteren Ausbau der »Friedrich-Ebert-Stiftung« und (gleichsam in Zugeständnis an die innerparteilich-oppositionellen Kräfte) zur partiellen Wiederbelebung von parteigeschichtlicher Arbeit (allerdings zunächst noch mit den engen Schranken der Bindung an die parteigeschichtlichen Legenden der offiziellen »herrschenden Meinungen« der »normalen« bürgerlich-liberalen Geschichtswissenschaft) bei gleichzeitiger Identifikation mit »neorationalistischen« philosophischen Theoremen, wie sie vor allem auch vom späteren Bundeskanzler Schmidt vertreten wurden und immer noch werden. Als nächste Stufe dieser (notwendig in sich widerspruchsvollen) Entwicklung hat sich dann (politisch wie wissenschaftlich in Übereinstimmung mit dem innerhalb der Jungsozialisten »rechten«, aber innerhalb der Partei immer noch »linken«, ideologisch im alten Sinne von vor 1914 reformistischen Flügel) der Versuch ergeben, in Eduard Bernstein ein theoretisches wie politisches Integrationsideal der Sozialdemokratie aufzubauen. Nur mußte dabei relativ rasch deutlich werden, daß dieser Versuch erstens theoretisch an den inneren Widersprüchen Bernsteins und der Widerlegung seiner jeweiligen Prognosen durch den wirklichen historischen Prozeß und zweitens realsoziologisch daran scheitern würde, daß Bernsteins Analysen und politische Vorstellungen allzu offensichtlich in einer mit dem Staat verschmolzenen monopolkapitalistischen Gesellschaft, die zudem außerhalb ihrer Grenzen mit relativ mächtig gewordenen sozialistischen Staaten koexistiert, in keiner Weise mehr auf konkrete Aussagen bezogen werden konnten. Übrigens ist — wie schon die Auswahl ihrer Referenten zeigt — die historische Konferenz, die der Bundesvorstand des DGB im Oktober 1979 in München veranstaltet hat, von einem Teil derer, die sie vorbereitet haben, auf eine Kombination dieser beiden Intentionen angelegt gewesen. Jedoch sind auf ihr bald völlig andere Diskussionen in den Vordergrund getreten. Bei beiden Mustern blieb aber (vom Standpunkt der Führung der SPD wie der Vorstandsmehrheit des DGB aus gesehen) der Vorteil, daß sie mit der Fixierung der traditionellen Vorurteilswelt des Antikommunismus verbunden bleiben konnten. Es ist wiederum kein Zufall, daß in der österreichischen Sozialistischen Partei sich die gleichen Tendenzen (wenn auch abermals in abgeschwächter Form) ergeben haben, wenn auch dort Karl Renner weitgehend die Funktion übernehmen mußte, die in der Bundesrepublik Deutschland Eduard Bernstein zufiel. Karl Renner bleibt dabei für derartige Ideologisierungversuche angesichts seiner Kapitulation erst vor dem Austrofascismus nach den Februartkämpfen 1934 und dann nach dem »Anschluß« an das Dritte Reich als Integrationsfigur noch weniger geeignet als Bernstein in der BRD.

In beiden sozialdemokratischen Parteien — der SPD wie der SPÖ — haben sich jedoch (weil mit der Rezession von 1966/67 und abermals nach der Krise von 1973/74 und deren Übergang in eine Periode ständig erheblich geminderten ökonomischen Wachstums bei permanenter struktureller Arbeitslosigkeit, also der Stagnation, in der abhängig arbeitenden Klasse die Illusionen über die Wahrscheinlichkeit weiterer relativ kampffloser, nur durch das Organisationsgewicht ohne dessen Einsatz gesicherter Erhöhung des Lebensstandards innerhalb der existenten Produktionsverhältnisse zu zerfallen beginnen) immer wieder Gruppierungen entwickeln können, die an marxistische Denkformen und ältere Traditionen ihrer Parteien wieder anknüpfen wollen, um den realen Interessen der Majorität ihrer Parteiwähler und Parteimitglieder gegenüber den »Spitzen« ihrer Organisationswelt Ausdruck zu verleihen und diese — da sie von deren Majorität noch nicht erkannt sind — durch eine durchdachte Strategie zur Einsicht in diese realen Interessen zu

führen. In der ersten Phase des Wiedererwachens derartiger Diskussionen (wie sie in Österreich vorher zwar stark zurückgedrängt, aber nicht in gleichem Umfang aus der Öffentlichkeit verdrängt worden waren wie in der BRD) stand diese Wiederaufnahme der Erinnerung daran, daß Karl Marx und der Begriff des Klassenkampfes weder aus der Realität noch aus der Geschichte der Sozialdemokratie ausgemerzt werden kann, solange die wirkliche soziale Basis dieser Partei ihre Akklamation durch die Arbeiterklasse bleibt, in Form und im Rationalitätsgrad im Bann jenes utopisch-spontaneistischen Anpralls, den die Studentenbewegung 1967/68 in die Gesellschaft hineingetragen hatte. Das von deren Trägern nicht aufgearbeitete Gewirr von Hinweisen auf Marx, aber auch auf extremen Liberalismus, utopischen Syndikalismus und radikalen Pazifismus, die ungeklärt nebeneinander herliefen und (schon wegen des strukturell ahistorischen Denkens der bürgerlichen Sozialwissenschaften an den Universitäten) nicht geschichtlich und daher auch nicht in ihrem Bezug auf die gegenwärtige Realität eingeordnet werden konnten, daß diese Studentenrebellion beherrschte, wirkte auch auf die inneren Debatten der Sozialdemokratie zurück, wie sich in den Protokollen jungsozialistischer Tagungen der BRD in diesen Jahren ebenso wie in den Debatten der Studentenorganisationen der SPÖ leicht nachweisen läßt. Nach den ersten Rückschlägen der bundesdeutschen Studentenbewegung (deren dauerhafte Erfolge, die es daneben auch gibt, keineswegs bestritten werden sollen), die mit der neuen Konjunktur seit 1969 nach der Rezession von 1966/67 parallel liefen, folgte nicht nur deren Zerfall in streitende Fraktionen, sondern wegen dieser inneren Verbindung die Aufgliederung der oppositionellen innersozialdemokratischen Gruppierungen der »Neuen Linken« in sowohl praktisch-politische als auch theoretische Richtungskämpfe bei wachsender Domestizierung ihres sogenannten »reformsozialistischen« Flügels. Die politischen Wendungen im ersten Jahrzehnt der »kleinen Koalition« in der BRD, die gleichwohl daneben auch wirkliche Erfolge brachten — einerseits hinsichtlich des Übergangs vom »kalten Krieg« zur Anerkennung der sozialistischen Staaten (bzw. ihrer Westgrenzen) einschließlich der DDR durch Akzeptierung ihrer Koexistenz, andererseits durch innenpolitische und progewerkschaftliche Konzessionen der Regierungen und der Monopole —, wirkten unvermeidlich auch auf diese innerparteilichen (und innergewerkschaftlichen) nicht nur tagespolitischen, sondern auch theoretischen Auseinandersetzungen zurück. Sie sind in beiden deutschsprachigen kapitalistischen Staaten, in der BRD wie in Österreich, um so bedeutsamer, als in ihnen die kommunistischen Parteien, DKP und KPÖ, auf kleine Kader beschränkt sind und zahlenmäßig immer noch nur relativ geringen Einfluß in der Arbeiterklasse haben.

Diese Rückwirkungen mußten in denjenigen Kernen der jüngeren Generation aus der ehemaligen »Neuen Linken«, die sowohl nach dem Höhepunkt und der rasch folgenden Minderung der ersten Phasen der Studentenbewegung und der Wiederherstellung der ökonomischen Konjunktur im Anschluß an die Krise von 1966/67 ihre früheren spontaneistisch-aktivistischen Illusionen überwunden hatten, als auch den Integrationsprozeß der pro-revisionistischen (und darum die Reideologisierung Eduard Bernsteins tragenden) Gruppierungen in das »normale« Verhalten ihrer Parteileitung ablehnten (weil sie gelernt hatten, daß auch in der Periode des staatsmonopolistischen Kapitalismus diese Produktionsweise nicht ewig krisenfrei sein kann), zu tendenzieller Rationalisierung und Aufarbeitung des Ansatzes an marxistische Denkmethode überleiten, die sie mindestens teilweise übernommen hatten. Die Gründung der Berliner Zeitschrift »Sozialistische Politik und Wirtschaft« seit Ende 1978 ließ bereits (in der Anknüpfung an den Namen der Zeitschrift, die Paul Levi von 1923 bis 1925 herausgegeben hatte), deutlich werden, daß sie

sich dabei bewußt zu werden begonnen hatten, wissenschaftliche wie politisch-strategische Einbeziehung des Marxismus in die Arbeit an der Wiederbelebung von Klassenbewußtsein in der abhängig arbeitenden Klasse sei nicht ohne Rückgewinnung historischen Denkens, also nur bei Preisgabe der philosophischen Prämissen des »kritischen Rationalismus« und damit der Beschränkung auf bloße tagespolitische Rezepte möglich, wie sie bis dahin (weil sie die Gesamtgesellschaft weithin beherrschten) auch von ihnen hingenommen worden waren. Sie wollten also nunmehr die Tradition des linken Flügels der Arbeiterbewegung bewußt aufarbeiten und in ihre Vorstellungen einbeziehen, um neue Ansätze für systematische strategische Positionen zu gewinnen. Auf diese Weise konnten sie — in der BRD wie in Österreich — auch zu intensiver Zusammenarbeit mit den in beiden Ländern winzigen Resten der sogenannten »alten Linken« in den sozialdemokratischen Parteien und den Gewerkschaften beider Länder gelangen, die die unbestrittene Vorherrschaft des nur pragmatischen (und deshalb fast antihistorischen) Denkens der Restaurationsperiode überstanden hatten, ohne aus ihren Parteien ausgeschlossen worden zu sein.

*Es ist daher nicht erstaunlich, daß diese Form der Rückbesinnung sie nun dazu geführt hat, die Tradition und die Theorien des linken Austromarxismus erneut zu diskutieren, die seit Beginn des kalten Krieges nicht nur aus den quasi parteiamtlichen Wiederherausgaben von vor dem Siege des Faschismus erschienenen Büchern, sondern auch aus der »herrschenden Meinung« der parteigeschichtlichen Darstellungen der sozialdemokratischen Verlage für lange Jahre ausgegliedert worden waren. Ergaben (und ergeben) sich nicht dadurch vielfache Parallelen zu den strategisch-politischen Aufgaben, wie sie in der Gegenwart bestehen? Heute ist es nicht das Ziel dieser Gruppierungen (und kann objektiv auch nicht das Ziel irgendeiner realen Politik der Arbeiterbewegung sein; darin ist ihnen unstreitig zuzustimmen), die Diktatur des Proletariats im Bürgerkrieg zu erkämpfen, schon weil der Bürgerkrieg in einem europäischen Industriestaat wahrscheinlich zum atomaren Weltkrieg, zum Selbstmord der Zivilisation führen würde; vielmehr muß der Weg zum Sozialismus durch die Hegemonie der arbeitenden Klasse auf dem staatsrechtlichen Boden der (zur Zeit) bürgerlichen Demokratie systematisch durchgesetzt werden. Hat aber nicht das Linzer Programm der österreichischen Sozialdemokratie von 1926<sup>2</sup> gerade diesen Weg zum Sozialismus aufgrund der theoretischen Vorarbeit Otto Bauers als ihre strategische Linie formuliert und dabei auch die Kompromißformeln gefunden, die es auch für Max Adler (als den Repräsentanten des damals ihm gegenüber linken Flügels des Austromarxismus) akzeptabel machten, weil es die Möglichkeit der Zerstörung der für alle Klassen gemeinsamen Rechtsbasis der Demokratie durch die Bourgeoisie und für diesen Fall die Notwendigkeit der Diktatur des Proletariats nach einem durch die Bourgeoisie herbeigeführten Bürgerkrieg in ihr Denken aufgenommen hatte? Hatte sich nicht in dieser Periode (nämlich der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik und des damaligen Österreich) daran, daß der revisionistisch-»nationale« Hofgeismarer Kreis der deutschen Jungsozialisten nach einem Referat des Austromarxisten Max Adler durch den »linken« Hannoveraner Kreis geschlagen werden konnte, deutlich erwiesen, daß diese Form des Austromarxismus auch für die (und in der) deutsche(n) Sozialdemokratie die theoretisch beste Arbeit geliefert hatte? Hatte sich das nicht auch daran gezeigt, daß Max Adler Mitherausgeber der besten linken Zeitschrift der SPD wurde, des »Klassenkampf«, in dem dann auch die ältere Zeitschrift Paul Levis aufgegangen war? Ist nicht also Otto Bauers Lehre vom »Gleichgewicht der Klassenkräfte«, das allein die politische Demokratie und die demokratischen Rechte der Arbeiterklasse tragen kann, deshalb in ihrer damaligen Form richtig und auch für uns heute die theoretische und strategische Basis dessen, wozu wir diese ab-*

hängig arbeitende Klasse zu erziehen haben?

### *Die Wiener Otto-Bauer-Tagung*

Deshalb ist es leicht verständlich, daß die linken, zur Wiedererarbeitung des Marxismus drängenden Gruppierungen in beiden Parteien, der SPD und der SPÖ, zu der Überlegung kamen, dem Versuch der Parteiführung der SPD und ihres Friedrich-Ebert-Instituts, die kritischen Wendungen in der jungen Generation ihrer Partei durch Rekonstruktion einer Eduard-Bernstein-Tradition (und -Legende) gleichsam aufzufangen und in ihre Politik der Sozialpartnerschaft zu integrieren, durch den Gegenpol einer Otto-Bauer-Tagung (und Otto-Bauer-Analyse) entgegenzutreten.<sup>3</sup> Sie hat im November 1978 in Wien stattgefunden. Das ist auch aus einem anderen Grunde ein erheblicher Fortschritt für die politische Entwicklung linkssozialdemokratischen Denkens. Es war (und ist weithin immer noch) der Gefangene des Antikommunismus und Antisowjetismus, in dessen Zeichen seit 1946/47 die Restauration des Monopolkapitalismus in den zentral- und westeuropäischen Staaten stattgefunden hat (und schon seit der Oktoberrevolution die rechtssozialdemokratische Politik in den zwanziger Jahren einst stand). Aber Otto Bauer hat — bei aller Kritik an kommunistischen Positionen im einzelnen, die er häufig geübt hat — diesen Antisowjetismus niemals verfochten und am Ende seines Lebens, in Aufarbeitung der schweren Niederlagen der deutschen Arbeiterklasse 1932/33 und der österreichischen Arbeiterklasse in den Februarkämpfen 1934, die internationale Bedeutung und Funktion der UdSSR für die Arbeiterbewegung und den Sozialismus (bei unverhüllter, offen ausgesprochener Revision auch eigener früherer Einschätzungsfehler) in vollem Umfang erkannt.<sup>4</sup> Otto Bauer hat die stalinistischen Formen der Ausschaltung der Diskussion innerhalb der KPdSU zwar niemals akzeptiert und deren Entartungen niemals gebilligt. Aber das hat ihn keineswegs, erst recht nicht nach den Niederlagen der Arbeiterklasse in ihren Abwehrkämpfen gegenüber dem Faschismus, dazu verleiten können, zum Feind des ersten Staates des Sozialismus zu werden. Schon darum zeigt der Rückgriff dieser gegenwärtigen links-sozialdemokratischen Richtung auf Otto Bauer einen erheblichen theoretischen Fortschritt ihres Denkens gegenüber früheren Thesen der nur sehr langsam beginnenden Neuentwicklung klassenkämpferischer Vorstellungen innerhalb der deutschsprachigen sozialdemokratischen Parteien an, den man vor jeder kritischen Auseinandersetzung mit ihr anerkennen sollte. Sowjetfeindlichkeit, wie sie von der spontaneistischen Version »linker« Opposition innerhalb der SPD (oder — wie z.B. bei Nening und seinem »Forum« — auch in der SPÖ) und von der Majorität jener »reform-sozialistischen« Gruppierungen, die in allen relativ ruhigeren Perioden der Klassenkämpfe sich den herrschenden Strömungen von die »Sozialpartnerschafts«-Ideologie des Klassenegners akzeptierenden Partei- und Gewerkschaftsführungen anpassen wollen, noch immer in aller Schärfe vertreten wird, ist mit jedem Rückgriff auf Otto Bauer offensichtlich unvereinbar und also in dieser Otto-Bauer-Renaissance abgestreift. Deshalb war es auch nicht verwunderlich, daß zu der Otto-Bauer-Tagung in Wien auch italienische Kommunisten wie Lucio Lombardo-Radice und Giacomo Marramao neben anderen »linken« italienischen Sozialisten zugezogen wurden. Giacomo Marramao und Detlev Albers verweisen in dieser Diskussion mit Recht auf einige Parallelen, die sich hinsichtlich der Einschätzung des Gleichgewichts der Klassenkräfte, das allein einerseits demokratische Rechte der Arbeiterklasse innerhalb des noch bürgerlichen demokratischen Rechtsstaates (wie es jedoch nur bei bewußter Entwicklung klassenkämpferischer Aktivität im Proletariat erhalten werden kann) verbürgt, andererseits aber auch der Entfaltung der Hegemonie der abhängig arbeitenden Klasse als Mittel zur Durchsetzung des Sozialismus dienen kann, zwischen Antonio Gramsci<sup>5</sup> und den Auffassungen



Otto Bauers<sup>6</sup> ergeben. Die Otto-Bauer-Tagung in Wien wurde übrigens in (wenn auch nicht immer konsequent) durchdachter kritischer Form durch zwei der letzten Repräsentanten der alten vorfaschistischen austromarxistischen Tradition, die in Österreich in der Restaurationsperiode nach 1946/47 zwar fast an den Rand der Öffentlichkeit gedrängt, aber nicht (wie das in der BRD mit ihrer schärferen Einengung der Diskussionsfreiheit in der Periode der extremen Restauration zweifellos geschehen wäre) voll aus der legalen wissenschaftlichen, gewerkschaftlichen und politischen Auseinandersetzung verdrängt werden konnten, Eduard März<sup>7</sup> und Josef Hindels<sup>8</sup> in den historischen Zusammenhang eingeführt, in dem Otto Bauer jeweils publizierte und seine politisch-theoretischen Auffassungen ausgearbeitet hat. Ein interessantes Referat des westdeutschen sozialdemokratischen Marxisten Detlev Albers<sup>9</sup> über die seit 1931 von Otto Bauer entwickelte (und 1936 in »Zwischen zwei Weltkriegen?« voll dargestellte) Konzeption des »integralen Sozialismus«, die für die industriell hochentwickelten westeuropäischen Staaten eigene, von denen der UdSSR verschiedene Übergangsformen zu einer späteren kommunistischen Gesellschaft erwartete und vorsah, kann ebenso zu interessanten bündnispolitischen und theoretischen Debatten anregen wie der sehr materialreiche und außerordentlich anregende Beitrag dreier junger österreichischer Marxisten.<sup>10</sup> Zu Ende geführt und zu einer breiten strategischen Position innerhalb der westeuropäischen Arbeiterbewegung entwickelt ist diese Wiederanknüpfung an Otto Bauer durch diese erste Wiener Tagung allerdings noch keineswegs. Das gegenüber der Lage in der BRD wesentlich »liberalere« und demokratischere geistige Klima in Österreich kam übrigens dadurch klar zum Ausdruck, daß dort eine sozialdemokratische Kultusministerin, Hertha Firnberg, bereit war, dies Symposium am 10. November 1978 einzuleiten.<sup>11</sup>

#### *Bedeutung der sozialistischen Länder für die Strategie der westeuropäischen Arbeiterbewegung*

In diesem Symposium, seinen Referaten und Diskussionen war auffällig (und darin zeigt sich der wichtigste Mangel des gegenwärtigen Standes der Debatte), daß das austromarxistische Theorem vom »Gleichgewicht der Klassenkräfte«, das die Entfaltung der Hegemonie der Arbeiterklasse und damit den Übergang zum Sozialismus auch ohne Anwendung physischer Gewalt und Diktatur des Proletariats möglich machen will, nach wie vor (wie einst — Otto Bauer hat das in seinen selbstkritischen Äußerungen und Publikationen nach dem Februar 1934<sup>12</sup>, aber teilweise bereits vorher in seiner Analyse der damaligen Weltwirtschaftskrise<sup>13</sup> durchaus als illusionär erkannt — in den austromarxistischen Vorstellungen vor der Weltwirtschaftskrise) fast ausschließlich auf die innenpolitische Lage in den einzelnen Staaten bezogen wird. Daß das Problem des (im Sinne der Nicht-Notwendigkeit des Gebrauchs physischer Gewalt und also auch der Diktatur des Proletariats im alten Sinne) »friedlichen« Übergangs vom System des (mit der Staatsgewalt verwobenen) Monopolkapitalismus zum Sozialismus vor allem von den internationalen nicht nur Markt-, sondern Machtverhältnissen abhängt, ist der österreichischen Sozialdemokratie seit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929, erst recht nach dem Sieg des deutschen Faschismus 1933 in dramatischer Weise demonstriert worden. Am Ende stand deshalb in jenen Jahren die selbstmörderische Passivität der Parteiführung, auch Otto Bauers, gegenüber dem Abbau der politischen Demokratie in ihrem Lande, so daß die ohne ihre Anleitung ausgebrochenen Februarkämpfe 1934 zwar noch die Ehre der österreichischen Arbeiterklasse in der Abwehr des Austrofaschismus, aber nicht mehr ihren Erfolg sichern konnten. Sie haben übrigens damals gleichwohl eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Übergang nicht nur der Kommunistischen Internationale, sondern fast der gesamten euro-

päischen Arbeiterbewegung zur Einheits- und dann zur Volksfrontpolitik bewirkt, und es bleibt Otto Bauers großes Verdienst, das (und also seine eigenen Fehler vorher) damals sogleich verstanden zu haben, ohne sich durch die (von ihm durchaus erkannten) negativen Seiten der innersowjetischen Politik Stalins von seiner Bejahung des Aufbaus des Sozialismus in der UdSSR abbringen und in den antibolschewistischen (und daher auch antikommunistischen) Wahn des rechten Flügels der Sozialistischen Arbeiter-Internationale verstricken zu lassen. Gleichwohl — durch die Weltwirtschaftskrise und ihre Folgen, durch den Sieg des Faschismus erst im Dritten Reich, dann auch in Österreich, am Ende durch den Zweiten Weltkrieg — schien zunächst der Austromarxismus als Ideologie widerlegt zu sein, auch in Österreich selbst. Beim Aufbau der »Revolutionären Sozialisten« als nun illegaler Quasi-Nachfolgepartei der österreichischen Sozialdemokratie unter der Dollfuß-Diktatur<sup>14</sup> trat deshalb auch trotz aller Klugheit der Politik Otto Bauers gegenüber und ihrer Führung<sup>15</sup> das frühere strategische Denken des Austromarxismus erstaunlich rasch hinter (weit weniger durchdachte) theoretische Erwägungen der deutschen »Neubeginnen«-Gruppe zurück. Nach der Befreiung Österreichs waren es weithin frühere rechte Sozialdemokraten (wie Karl Renner), nicht Austromarxisten im Sinne Otto Bauers, die dank des kalten Krieges und der Restauration in den Vordergrund kamen. Es ist kein Zufall, wie lange es gedauert hat, bis trotz gelegentlicher Wiederpublikation einzelner Schriften Otto Bauers seine späteren, für jedermann offenkundig mit der antikommunistischen Gesamtideologie des ganzen »Westens« völlig unvereinbaren Arbeiten (vor allem »Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg« und »Zwischen zwei Weltkriegen?«) wieder gedruckt worden sind, und daß der Band der Otto-Bauer-Gesamtausgabe, der sie nun enthält, auch heute noch so teuer ist, daß ihn junge Arbeiter und Intelligenzler nicht kaufen können. Die übrigens gute erste westdeutsche Textpublikation austromarxistischer Schriften<sup>16</sup> ist deshalb nicht zufällig erst nach der Rezession 1966/67 und nach der Studentenbewegung erschienen. Sie verweist in ihrem Vorwort auf diese geschichtliche Erfahrung Österreichs, die eine unreflektierte und daher unkritische Renaissance des Austromarxismus unmöglich machen sollte.

Aber das *internationale* Gleichgewicht der Kräfte, wie es durch den Aufstieg der sozialistischen Staaten nach 1945 gegenüber dem System des Monopolkapitalismus entstanden ist und seit dem vorläufigen Ende des kalten Krieges in relativer Ruhelage besteht, hat früheren *innenpolitischen* Erwägungen des Austromarxismus, die auf diesem Gedanken des Gleichgewichts der Klassenkräfte beruhen, das die Möglichkeit der friedlichen Transformation einer bürgerlichen Demokratie in eine sozialistische Gesellschaft begründet, die sich auf die bloße Hegemonie, nicht die Diktatur der Arbeiterklasse stützt, neue potentielle Aktualität verliehen. Diese Entwicklungschance kann sich allerdings nur dann und nur insoweit ergeben, wenn die abhängig arbeitende Klasse ihr politisches Klassenbewußtsein wiedergewinnt. Insofern hat diese Wiederaufarbeitung der Theorien Otto Bauers durchaus einen nicht nur abstrakt-wissenschaftlichen, sondern aktuell-politischen Sinn. Eine Renaissance des Austromarxismus Otto Bauers, wie sie durch die Wiener Tagung linker Sozialdemokraten aus beiden deutschsprachigen Staaten unter Beteiligung weniger italienischer Kommunisten im November 1978 eingeleitet werden soll, ist also nur sinnvoll und kann nur dann eine progressive politische Bedeutung erlangen, wenn sie sich dieser Zusammenhänge bewußt bleibt. Für die wissenschaftliche Bedeutung und die politische Wirkung dieser Bewegung ist es entscheidend — wie das Otto Bauer nie ganz gelehrt hat, aber erst in seinen letzten wissenschaftlichen Analysen, vor allem in »Zwischen zwei Weltkriegen?« 1936 voll erkannt hat —, den sozialistischen Charakter der UdSSR (und also

heute des gesamten Systems der sozialistischen Staaten) zu begreifen und ihr politisches Gewicht als die Voraussetzung jeder eigenen Strategie der westeuropäischen Arbeiterklasse zu erkennen. Der Weg zum Sozialismus — in vielem gewiß ein anderer Weg, mit anderen Methoden und Formen, als ihn die bestehenden sozialistischen Staaten einschlagen mußten — auch in den westeuropäischen kapitalistischen Staaten ist andererseits die Voraussetzung für die permanente Sicherung und Erhaltung des Weltfriedens, wie der stetige erfolgreiche Kampf gegen Aufrüstung und Kriegsgefahr die Voraussetzung für diesen Weg zum Sozialismus ist. Daß die existenten sozialistischen Staaten noch keine allseitig entwickelten kommunistischen Gesellschaften sind (und sein können) und also noch Rückständigkeiten, Widersprüche und auch Rückfälle enthalten und künftig erleben können, wer will es leugnen? Aber ihre zentrale Bedeutung und Funktion für die Strategie der arbeitenden Klasse in den industriell hochentwickelten monopolkapitalistischen Staaten ändert sich dadurch nicht. Hätte es z.B. ohne die Existenz dieser sozialistischen Staaten die politische Emanzipation früherer Kolonien zu Staaten der »Dritten Welt« geben können, wie wir sie in den letzten beiden Jahrzehnten erlebt haben?

Der Bericht über die Wiener Otto-Bauer-Konferenz läßt erkennen, daß dort diese Problematik erst teilweise erfaßt und in die Überlegungen einbezogen wurde. Er gibt andererseits durch seine Thematik Anlaß zu wissenschaftlicher wie politischer Hoffnung. Eine unkritische Renaissance Otto Bauers sollte es gewiß nicht geben. Seine kritische Wiederaufarbeitung kann aber ein wichtiges Hilfsmittel zur Wiederentwicklung von Klassenbewußtsein bieten.

### Anmerkungen

- 1 Fritz Naphtali u.a., Wirtschaftsdemokratie. Wesen, Weg und Ziel, Berlin 1928.
- 2 Vgl. E. Winkler, Die österreichische Sozialdemokratie im Spiegel ihrer Programme, Wien 1971.
- 3 Vgl. D. Albers, J. Hindels, L. Lombardo-Radice u.a., Otto Bauer und der »dritte Weg«, Frankfurt/M. 1979.
- 4 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Wirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus, Bratislawa 1936.
- 5 Antonio Gramsci, Quaderni del carcere, Torino 1975, S.1619ff.
- 6 Vgl. Anm. 3, S.61ff., und G. Marramao, Austromarxismo e socialismo di sinistra fra le due guerre, Milano 1977.
- 7 Vgl. Anm. 3, S.74ff.
- 8 a.a.O., S.11ff.
- 9 a.a.O., S.28ff.
- 10 Michael Haupt, Manfred Matzka und Peter Malinka, a.a.O., S.127ff.
- 11 a.a.O., S.9ff.
- 12 Vgl. seine Aufsätze »Das Ende von Versailles«, »Die Strategie des Klassenkampfes«, »Demokratie und Sozialismus« und »Kommunisten und Sozialisten in Österreich«, in: Der Kampf, Brünn, Jahrgang 1934/35, vor allem aber: »Zwischen zwei Weltkriegen?«, vgl. Anm.4.
- 13 Vor allem in Otto Bauer, Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg, Bd.I, Rationalisierung — Fehlrationalisierung, Wien 1931.
- 14 Vgl. dazu J. Buttinger, Am Beispiel Österreichs, Wien 1953.
- 15 Sie zeigt sich bei vielen (allerdings teilweise unrichtigen) Erwägungen in Otto Bauer, Die illegale Partei, Paris 1939.
- 16 H.J. Sandkühler und R. de la Vega, Austromarxismus, Frankfurt/M. 1970.

## Die KPI, der Friede und der Internationalismus\*

### Interview mit Pietro Ingrao

*Rinascita*: *Beginnen wir mit der sowjetischen Intervention in Afghanistan. Wir haben sie verurteilt, vor allem deshalb, weil sie einen Verstoß gegen die Grundsätze der nationalen Unabhängigkeit und Souveränität ist.*

**Pietro Ingrao**: Ich möchte präzisieren. Die Berufung auf diese Grundsätze bedeutet nicht abstraktes Moralisieren, sondern Bezugnahme auf die grundlegenden Forderungen unserer Epoche. Wenn die Welt der Logik der Vergeltung und des militärischen Eingreifens in das Leben anderer Länder folgt, dann bewegt sie sich in beängstigend beschleunigtem Tempo auf einen Atomkrieg zu ... — Manche Genossen argumentieren in Bezug auf die sowjetische Intervention in Afghanistan so: »Die Welt ist heute in zwei Lager geteilt; man kann nicht neutral sein; man muß Partei ergreifen, auch wenn einem nicht alles gefällt, was in den sozialistischen Ländern geschieht.« Nun, dagegen wende ich vor allem ein, daß diese Einstellung nicht der Realität entspricht. Es scheint eine »realistische« Einstellung zu sein, in Wirklichkeit aber ist es eine schematische, sie setzt eine Verallgemeinerung an die Stelle des Ganges der Dinge, sie ignoriert eine ganze Reihe wichtiger Elemente und Möglichkeiten. Dabei verschwindet eine Fülle von Kräften, die sich weder mit den Vereinigten Staaten noch mit der UdSSR identifizieren. Erinnern wir uns: der Entspannungsprozeß und eine neue Phase des Wachstums der Arbeiterbewegung und der fortschrittlichen Kräfte auf der ganzen Welt haben eingesetzt, als dieses Schema in Theorie und Praxis überwunden war.

Ich denke da an eine sowjetische Initiative: an die Reise, die Bulganin und Chruschtschow 1955 nach Indien und in andere Länder der Dritten Welt unternommen haben. Diese Initiative war seitens der Sowjetunion eine konkrete Anerkennung der Tatsache, daß ein beträchtlicher Teil der Welt nicht dem Block der sozialistischen Länder und auch nicht der kommunistischen Weltbewegung eingegliedert werden konnte, aber imstande war, eine wichtige Rolle für den Fortschritt und den Frieden zu spielen ... Seither ist es weiter vorwärts gegangen. Es ist eine große Anzahl neuer Nationalstaaten entstanden; die internationale Szene ist um vieles komplizierter und diversifizierter geworden. Und hinter den neuen institutionellen und politischen Gegebenheiten stehen tiefreichende soziale und materielle Wandlungen, Veränderungen der Kräfteverhältnisse, welche die Voraussetzungen der heutigen Industriegesellschaft berühren: Energie, strategische Rohstoffe, Arbeitskräfte, Konsum. Das Zwei-Lager-Schema ignoriert diese neuen Gegebenheiten ...

*Rinascita*: *Glaubst du nicht, daß man auf den Irrtum derjenigen hinweisen muß, die, indem sie die sowjetische Intervention in Afghanistan kritisieren, letztlich die USA und die UdSSR auf eine Stufe stellen?*

**Pietro Ingrao**: Aber fördert denn die sowjetische Intervention in Afghanistan nicht diesen Irrtum, hilft sie nicht denen, die behaupten, die USA und die UdSSR seien »das gleiche Ding«, beides imperialistische Mächte? Bedenken wir doch den Verlust, den Schaden, den es bedeutet, wenn sich den Menschen eine solche »Gleichsetzung« aufdrängt! Ich meine vor allem einen Schaden für die UdSSR. Wie oft sind uns Nichtkommunisten und sogar Antikommunisten begegnet, die dennoch in der UdSSR die Vorkämpferin der Entspannungspolitik sahen! — Und es handelt sich nicht nur um einen Schaden für die UdSSR. Wir reden viel von der Krise der Jugend und von deren Verbindung mit der sozialistischen Perspektive. Ich gestehe, ich kann mir nicht erklären, und es hat mir auch

\* »Rinascita«, die theoretische Wochenschrift der KPI, veröffentlichte am 25.1.80 ein Interview mit Pietro Ingrao, das wir aus einer gekürzten Wiedergabe des »Wiener Tagebuchs« Nr. 3, März 1980 *auszugsweise* dokumentieren.

niemand erklärt, wieso Amin zu einem »CIA-Agenten«, zu einem Massenmörder und Verschwörer geworden ist. ... Und ich glaube, man muß etwas tun, damit die Jungen nicht glauben, der Weg zum Sozialismus sei unvermeidlich mit solchen Dingen verbunden. Ich kritisiere die Zwei-Lager-Theorie auch deshalb, weil sie zu dem Schluß führen kann, daß es nur einen einzigen, für alle gleichen Weg gebe. Das hebt unsere ganze Strategie und sehr viele Möglichkeiten auf.

*Rinascita:* Hier muß man nachdenken über die Schwierigkeiten der UdSSR, sich auf wichtige neue Erscheinungen einzustellen, beispielsweise auf die Entwicklung in der islamischen Welt, und entscheidende Fragen hinsichtlich einer antiimperialistischen Politik und einer antiimperialistischen Front zu lösen. Ich denke auch an China.

*Pietro Ingrao:* Der Islam ist eine sehr weitgespannte und — trotz allem — sehr diversifizierte Gegebenheit. Innerhalb der islamischen Welt sind zweifellos neue Gegensätze zu den amerikanischen Imperialisten und insbesondere zur amerikanisch-mittelöstlichen Politik entstanden. Das Epizentrum dieser Gegensätze ist heute der Iran, aber er umfaßt sie nicht alle. Ich glaube, es wäre verfehlt und kurzsichtig, die Entwicklung der iranischen Revolution nach ihren Auswirkungen auf die Positionen dieser oder jener Großmacht zu beurteilen. Doch ich bin überzeugt, daß es im Interesse der iranischen Revolution liegt, einen Bruch mit der Linken, im Sinn des Antikommunismus, zu vermeiden; denn in diesem Fall wäre sie viel mehr der Gefahr einer reaktionären Vergeltung ausgesetzt und viel schwächer und unsicherer im Aufbau der neuen Macht. Und ist nicht das Schicksal der iranischen Revolution von entscheidender Bedeutung für den antiimperialistischen Kampf, für die internationale Entwicklung? Auch deshalb kann ich die sowjetische Intervention in Afghanistan nicht verstehen.

*Rinascita:* Dazu kommt noch etwas, die China-Frage. Das Ausbleiben einer Regelung der Beziehungen zwischen der UdSSR und China schafft in ganz Asien eine Situation der Instabilität. Und diese Frage impliziert noch komplexere Probleme...

*Pietro Ingrao:* Kein Zweifel, in China hat ein gründliches Überdenken der Erfahrungen der Kulturrevolution eingesetzt, ein mühsamer, aber fruchtbarer Prozeß. Man fragt sich mit banger Hoffnung, ob das Nachdenken über das große, schreckliche Experiment zu einer Korrektur jener inakzeptablen Auffassung führen kann, wonach die Sowjetunion der Hauptfeind sei; diese Auffassung geht so weit, daß die Chinesen, um die UdSSR zu isolieren, sogar Konvergenzen mit Reaktionären wie Franz Josef Strauß akzeptieren. Während des Konflikts zwischen Vietnam und Kambodscha befürchten wir, dieses Ereignis könnte jene sowjetfeindliche Haltung verstärken: Jetzt wird durch die Intervention in Afghanistan das Drama wiederholt und Manövern der Vereinigten Staaten der Weg geebnet. Ich glaube, die Ablehnung des Zwei-Lager-Schemas bedeutet auch, diese Gefahr zu blockieren, Raum für ein chinesisches Umdenken offenzuhalten, den Spielraum der Gesprächspartner zu erweitern.

*Rinascita:* Glaubst du nicht, daß die neuen Prozesse und Möglichkeiten in der Dritten Welt auch von den Entscheidungen abhängen, die in den politischen und ökonomischen Führungszentren der Welt getroffen werden, und daß man daher eher von einer Krise der Bipolarität als von deren Ende sprechen könnte?

*Pietro Ingrao:* Es ist meiner Meinung nach nicht zu bestreiten, daß die bipolaren Beziehungen in dem schwierigen Prozeß der Entspannung eine große Rolle gespielt haben; und nur ein engstirniger Sektierer kann übersehen, daß die bipolaren Beziehungen auch in Zukunft von wesentlicher Bedeutung für die Verteidigung des Friedens und die Lösung der großen offenen Weltprobleme sein werden. In einer Krise befindet sich, wie mir scheint,

etwas anderes: jene Strategie, die unseren Planeten in zwei große Zonen einteilt, deren jede von einer der beiden Supermächte kontrolliert und durch Übereinkunft der beiden Großen »reguliert« und garantiert wird. Diese Strategie hat es gegeben, und wir kennen die Namen derjenigen, die sie in den Vereinigten Staaten aus der Taufe gehoben haben. Sie zielte nicht nur auf die Aufrechterhaltung des Status quo ab; sie sah auch eine »Modernisierung« des kapitalistischen Bereichs vor; nicht zufällig sind die »Gehirne« der modernsten Produktion in einigen wenigen Metropolen konzentriert, während eine ganze Reihe abhängiger Produktionen an die Peripherie verlegt werden. Aber diese mit neuer Abhängigkeit versehene »Modernisierung« verursacht schreckliche Traumata und ruft Gegenschläge hervor; auch deshalb, weil in diesem Jahrhundert ein Befreiungsprozeß in Gang gekommen ist und das Bewußtsein der Völker sich verändert hat. — Jedenfalls: die Welt ist multipolar geworden oder im Begriff, es zu werden, und sie kann nicht mehr durch Übereinkunft der beiden Großen regiert werden. Das Währungschaos ist die Widerspiegelung dieser Tatsache. — Angesichts dieses Umstandes glaube ich nicht, daß die mechanische Übertragung staatlicher, politischer und sozialer Modelle vom sowjetischen Typus auf bestimmte Länder, die sich vom Kolonialismus befreit haben und heute mit der Sowjetunion verbündet sind, eine adäquate Antwort auf die völlig neuartigen Fragen sind, vor denen diese Länder stehen. Das heißt: auch unter dem Aspekt der staatlichen und sozialen »Modelle« kann die Welt von heute nicht mehr auf bipolare Weise verstanden und regiert werden. Das bipolare Verhältnis und die Entspannungsphase waren eine wichtige Periode unserer Geschichte. Aber kann man übersehen, daß die Entspannung selbst, in ihrer Positivität, neuen Kräften, die sich nicht in dieses Schema einfügen lassen, den Weg freigegeben hat?

*Rinascita*: *Wie kann man also, unter den heutigen, veränderten Bedingungen, einen neuen Internationalismus entwickeln? Wie kann man einen solchen neuen Internationalismus im Sinn einer politischen Initiative definieren?*

**Pietro Ingrao**: Das sind Fragen, die über den Rahmen unseres Gesprächs hinausgehen. Vielleicht können wir uns damit begnügen, einige Fragen zu berühren, um die eine internationalistische Strategie, eine Politik des Friedens und des Fortschritts nicht herumkommt. Ich nenne nur einige Beispiele, zwischen denen aber ein Zusammenhang besteht. — An erster Stelle steht das Problem der Nord-Süd-Beziehungen. Erinnerung dich an bestimmte Passagen im Schlußdokument der Konferenz der Blockfreien-Staatschefs. Dort wurden nicht vermehrte Hilfeleistungen gefordert, sondern Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur, Verhandlungen über das Verhältnis zwischen dem »Zentrum« und der »Peripherie« der Welt (und nicht nur über die Erdölpreise) sowie die Schaffung neuer internationaler Institutionen, die es der Dritten und der Vierten Welt ermöglichen sollen, die Entscheidungen zu beeinflussen. Wir wissen, welche Probleme des Hungers, des Überlebens, der Autonomie hinter diesen Forderungen stehen. In diesen Punkten ist noch nicht einmal der Versuch gemacht worden, eine breite Massenbewegung zu entfalten. — Ein anderes Beispiel: die Rassenverfolgungen in Schwarzafrika. Was ist geschehen, um dem Neokolonialismus Giscard entgegenzutreten, den schmutzigen Handel mit Waffen und Söldnern zu unterbinden, die Rassisten wirksam zu isolieren? Oder auch Vietnam: trifft es zu oder nicht, daß die solidarische internationale Hilfe, welche die italienische und die europäische Arbeiterbewegung Vietnam in den Jahren der amerikanischen Aggression geleistet hat, vor den schweren Aufgaben des Wiederaufbaus nach dem Massaker versiegt ist?

Ein weiterer wichtiger Punkt: die Frage der Installierung neuer amerikanischer Raketen in Europa. Unsere klare Stellungnahme gegen die sowjetische Intervention in Afghanistan gibt uns italienischen Kommunisten noch größere Kraft, den schweren Fehler anzuklagen, der mit der Zustimmung zur amerikanischen Forderung begangen worden ist. Wie berechtigt war unsere Warnung vor der dramatischen Perspektive einer fortschreitenden Eskalation! Wie dringend notwendig ist eine Masseninitiative für die Wiederbelebung des Dialogs und die Blockierung der Vergeltungsspirale geworden! Jetzt stehen wir vor Carters absurder Boykottandrohung gegen die Olympischen Spiele, das heißt, vor der Drohung mit einem Abbruch der Kommunikation zwischen Menschen und Völkern. Und was nützt das Amerika, dem Amerika der Völker, dem Amerika, das zu einer solchen »Vendetta« etwas zu sagen hätte? Und was bedeutet der Satz, die Vereinigten Staaten seien bereit, »jeden Preis zu zahlen, um die stärkste Nation der Erde zu bleiben«? Was heißt »jeden Preis«? Welchen? Und wem? Und warum »die stärkste Nation der Welt«? ... — Ich bin nicht überzeugt, daß die Vereinigten Staaten den »Vietnam-Komplex« schon überwunden haben. Und ich glaube, es liegt auch ans uns, eine Entwicklung im Sinn der demokratischen Tradition Amerika, im Sinn der »liberalen« und progressiven Kräfte zu fördern. Das ist eine der Voraussetzungen, um auch zur sowjetischen Welt sprechen zu können. Warum sollte gerade in dieser Richtung die Situation unveränderlich sein? Wer könnte annehmen, daß es in der UdSSR angesichts der Krise der Entspannung nicht Zweifel, ernste Fragen, Meinungskonflikte gibt? Auch eine solche Initiative, auch die Übernahme einer solchen Verantwortung ist Internationalismus. Wir sind für das Gegenteil einer Verzichtstrategie, einer Klageweiberpolitik.

*Rinascita*: Was du da sagst, bezieht sich meiner Meinung nach auf die entscheidende Rolle, die Westeuropa in der gegenwärtigen Weltlage zu spielen hat ...

*Pietro Ingrao*: Wir legen großes Gewicht auf eine autonome Initiative Westeuropas. Gewiß: Europa kann eine solche Rolle nur dann spielen, wenn es sich freihält von der Illusion, über den Parteien zu stehen, von der gegenwärtigen Krise nicht betroffen zu sein. Europa kann nur handeln, wenn es sich der Weltgegensätze, von denen wir vorhin gesprochen haben und die sich auch auf Europa erstrecken, bewußt ist. Wer sich Europa als etwas von der übrigen Welt Getrenntes vorstellt, verfällt neuerlich in den Fehler des Eurozentrismus. Aber es gibt genug Gründe für eine europäische Initiative. Die Verlegung des Schwerpunkts der Weltpolitik in den Bereich einer militärischen Konfrontation ist für Europa ganz besonders gefährlich, denn Europa ist mehr exponiert als jede andere Zone der Welt, militärisch besonders verwundbar, und es hat die meisten Möglichkeiten für Initiativen. Außerdem braucht Europa eine kollektive Diskussion über eine neue internationale Arbeitsteilung: man denke nur an das Energieproblem... — Und schließlich sehe ich einen dritten Grund, der von unserem Standpunkt vielleicht der wichtigste ist. Westeuropa ist jener Teil der Welt, wo in langen Kämpfen und auch in der Finsternis des Faschismus eine starke Arbeiterbewegung und ein ganzes Gewerbe demokratischer Kräfte herangewachsen ist; diese Kräfte bilden heute eine selbständige Macht, die vielleicht am besten befähigt ist, eine neue internationale Ordnung und eine neue Weltpolitik, die sich nicht auf eine militärische Konfrontation orientiert, zu erwirken. Wir sind jener Teil der Welt, in dem von verschiedenen Seiten Wege gesellschaftlicher Umwandlungen gesucht werden — Wege, die nicht über Kriege, bewaffnete Konflikte und vertikale Spaltungen der Gesellschaft führen. Sollen wir auf einen solchen Versuch verzichten oder daraus das verstärkte Bedürfnis gewinnen, ihn in eine internationale Perspektive zu stellen und uns von provinziellen Illusionen zu befreien.?

*Rinascita*: Was sagst du zur Krise des Eurokommunismus, wie sie sich kürzlich in den unterschiedlichen Stellungnahmen unserer und der französischen Partei zur sowjetischen Intervention in Afghanistan gezeigt hat?

**Pietro Ingrao**: Wir stehen erst am Anfang des Weges. Der Eurokommunismus ist ja etwas Ehrgeizigeres (und Schwierigeres) als das listige Komplott, von dem die bürgerlichen Politiker und Zeitungen sprechen, und er läßt sich auch nicht auf eine »diplomatische« Verständigung zwischen einigen kommunistischen Parteien reduzieren. Er ist eine langfristige Strategie, in der erst die ersten Schritte getan worden sind; es gibt Schwierigkeiten und auch Spannungen und wird sie immer geben. Wir brauchen das nicht zu verheimlichen. Man muß diesen Schwierigkeiten ins Gesicht sehen, über sie diskutieren. Vielleicht üben wir heute ein gewisses Maß an »Diplomatie«; und gewiß sind auch Vorsicht und gegenseitiger Respekt wichtig. Das ist ein Geist der »Bescheidenheit«, der nicht im Widerspruch steht zur Notwendigkeit von Initiative; er nährt jenen Typus von klarer Festigkeit, Dauerhaftigkeit und »Glauben«, der dem Geist unserer Zeit entspricht.

Wolfgang Friedrichs

## **Bericht und Anmerkungen zum 9. Gewerkschaftstag der ÖTV**

»Wenn wir anläßlich dieses Gewerkschaftstages auf die Ergebnisse unserer Arbeit zurückblicken, müssen wir die wirtschaftlichen und finanzpolitischen Rahmenbedingungen ebenso berücksichtigen wie das politische Umfeld.« Diese Aussage von Heinz Kluncker auf dem 9. Gewerkschaftstag der ÖTV, der vom 8. — 14. Juni 1980 im Internationalen Congress Centrum in Berlin stattfand, beinhaltet einen hohen Anspruch an die 647 Delegierten. Um eine Beurteilung der Gewerkschaftsarbeit der vier zurückliegenden Jahre, aber auch die Bestimmung der ÖTV Position bis 1984 vornehmen zu können, müssen zentrale Fragen gestellt werden: 1. Welche Anforderungen an gewerkschaftliche Interessenvertretung wurden durch die veränderten politischen, wirtschaftlichen und finanzpolitischen Bedingungen an die Gewerkschaft ÖTV gestellt? — 2. Inwieweit wurden bisher die veränderten Anforderungen an die Gewerkschaft ÖTV erkannt und Ziele sowie Handlungsmöglichkeiten daraus bestimmt? Bilanz und gewerkschaftspolitische Perspektiven der zweitgrößten DGB-Gewerkschaft mit über 1,1 Millionen Mitgliedern zu bestimmen — diese gewaltige Aufgabenstellung versprach einen spannenden Gewerkschaftstag, auf dem gewerkschaftspolitische Markierungspunkte für die 80er Jahre zu setzen waren. Es lagen dazu 1200 Anträge vor, fast doppelt so viel wie zum Gewerkschaftstag 1976.

Die veränderten Rahmenbedingungen haben für die Gewerkschaft ÖTV spezielle Probleme aufgeworfen, aus denen sich zugleich die Anforderungen an die ÖTV-Politik ergeben. Schwerpunktprobleme sind: Eine durch Wirtschaftskrise und damit erzwungene Sparpolitik der öffentlichen Haushalte erheblich schwieriger gewordene Tarifpolitik. — Rationalisierungsmaßnahmen und Personalabbau vor allem im sozialen Bereich, z.B. in Krankenhäusern, Kindertagesstätten, sowie im Verwaltungsbereich, insbesondere durch Einsatz elektronischer Datenverarbeitung. — Zunehmende Entstaatlichungstendenzen in vielen Bereichen des öffentlichen Dienstes: Müllabfuhr, Verkehrseinrichtungen, Schlachthöfe, Museen, Krankenhauswäschereien, Reinigungsdienste usw. — Die sich auch auf den innergewerkschaftlichen Bereich auswirkende Rechtsentwicklung und der zunehmende Druck der reaktionären Kräfte auf die Gewerkschaften.



**Beschlüsse des Gewerkschaftstages zu den zentralen Problemstellungen**

**Gewerkschaftliche Tarifpolitik:** Die Möglichkeit der Sicherung von Einkommen und Arbeitsplätzen durch die gewerkschaftliche *Tarifpolitik* sowie Inhalt und Strategien zukünftiger Tarifarbeit waren Themen, an denen sich zum Rechenschaftsbericht, aber auch zu den 345 Anträgen eine heftige Diskussion entzündete. Kluncker vertrat in seinem Rechenschaftsbericht die Ansicht, daß das Machbare durchgesetzt und der Lebensstandard nicht nur gesichert, sondern auch verbessert werden konnte. Eine große Zahl der Delegierten übte starke Kritik sowohl am Volumen des letzten Tarifabschlusses als auch daran, daß für die unteren Einkommensgruppen kein Ausgleich geschaffen werden konnte. Die Kritik an der Tarifpolitik entzündete sich ebenso an drei für die Lohn- und Gehaltsrunden wesentlichen Aspekten: 1. Die Struktur der Forderung, wobei sich die Befürworter von linearen Erhöhungen den Befürwortern von Festgeldbeträgen konträr gegenüberstehen; 2. die Form der Diskussion, die zur Bestimmung der Tarifforderung führt und nach Auffassung der Kritiker zu stark durch den geschäftsführenden Hauptvorstand bestimmt wird und dadurch demobilisierend wirkt; 3. die Ziele der Tarifpolitik, die stärker als bisher die Sicherung der Einkommen, der Arbeitsplätze und weitergehenden Rationalisierungsschutz beinhalten sollen. — Kritik mußte der geschäftsführende Hauptvorstand auch hinnehmen, als es um die Form der Aufstellung der Tarifforderungen in den Tarifrunden ging. Schon bevor die Mitglieder über die Tarifforderungen diskutieren, wird vom geschäftsführenden Hauptvorstand eine Empfehlung formuliert, die zuerst in der Presse erscheint, bevor sie die Mitglieder erreicht. Die Stoßrichtung der Kritik wird durch die Aussage eines Delegierten deutlich: »Informationen, Empfehlungen und Alternativen gehören zuallererst und ausschließlich in die Hände der Mitglieder und nicht ins Fernsehen. Wir alle wissen, was die veröffentlichte Meinung aus diesen Empfehlungen macht. Wir alle kennen den Einfluß solcher Erklärungen auf die Mitgliedschaft. Der Nebensatz des Kollegen Kluncker, es handle sich nur um eine Empfehlung, kann dieses Bild nicht korrigieren.«

Anträge, die eine tarifpolitische Konzeption, eine Durchsetzungsstrategie sowie eine stärkere Einbeziehung der Mitgliedschaft an der Diskussion zu den Forderungen und bei der Durchsetzung beinhalteten, wurden lediglich als Material zum Leit Antrag des Hauptvorstandes angenommen. Gegen die Empfehlung der Antragskommission beauftragten die Delegierten den ÖTV-Hauptvorstand, zumindest eine Prioritätenliste für die tarifpolitische Konzeption zu erstellen und dabei vor allem Maßnahmen zur Einkommenssicherung und zum Rationalisierungsschutz einzubeziehen: **Rationalisierung:** In der Entschließung des Hauptvorstandes zum diesem Themenbereich, Humanisierung und technischer Wandel wird der Schwerpunkt darauf gelegt, »durch die Anwendung und Entwicklung *aller gewerkschaftlichen Mittel* (Hervorh.d.V.) Bedingungen zu schaffen, unter denen Techniken und Verfahren im Interesse der Arbeitnehmer entwickelt und angewandt werden können.« In der Entschließung wird gefordert, daß die Gewerkschaft »*Einflußmöglichkeiten* auf allen Ebenen« erhalten soll. Durch Tarifpolitik soll angestrebt werden, Arbeitsplätze und Einkommen sowie Qualifikation zu sichern. In der Wirtschafts- und Finanzpolitik soll darauf *hingewirkt* werden, »daß regionale und sektorale Veränderungen im Rahmen einer vorausschauenden Struktur und Arbeitsmarktpolitik für die Arbeitnehmer sozial kontrolliert verlaufen.« Diese allgemeinen Formulierungen der gewerkschaftlichen Handlungsmöglichkeiten lassen die Frage offen, wie die Forderungen in der Praxis durchzusetzen sind. Dies insbesondere unter dem Gesichtspunkt, den H.O. Vetter schon zu Anfang des Gewerkschaftstages herausgestellt hat. Der DGB Vorsitzende warf den öffentlichen Arbeitgebern vor, sich in der »Phalanx der Tabuisierer und Neinsager« der pri-

vaten Arbeitgeber eingereicht zu haben. Wenn es um wichtige Forderungen wie eine stärkere Anhebung der unteren Lohngruppen, die Verkürzung der Arbeitszeit oder die soziale Kontrolle neuer Technologien gehe, sei ein »erschreckender Gleichklang« in der Argumentation festzustellen.

**Privatisierungstendenzen im öffentlichen Dienst:** Privatisierungsmaßnahmen abzuwehren, wurde von der ÖTV in den letzten Jahren als Arbeitsschwerpunkt erkannt. Von den insgesamt 1200 Anträgen befaßten sich jedoch nur vier mit dem Problem selbst. In dem beschlossenen Antrag wurde zunächst registriert, daß weiterhin Dienstleistungen privaten Unternehmen überantwortet werden und dies »im Prinzip« von allen Parteien vorangetrieben werde. Die Auswirkungen auf die Beschäftigten sind detailliert beschrieben, allerdings fehlt die Ursachenanalyse sowie die gesellschaftspolitische Einschätzung der Entstaatlichungstendenzen. Privatisierung wird zwar als Rationalisierungsmaßnahme begriffen, jedoch wird der gesellschaftspolitische Aspekt des Abbaus von Arbeitsplätzen, der Verlagerung von Versorgungsrisiken auf die Bevölkerung, der Griff der Privaten nach den gewinnversprechenden öffentlichen Bereichen, die Verringerung des Staatseinflusses auf die Wirtschaft sowie der Abbau vom »Sozialstaat«, in den Anträgen nicht problematisiert. In dem beschlossenen Antrag werden die »Verantwortlichen in der ÖTV« aufgefordert, mit allem Nachdruck gegen Privatisierungsmaßnahmen vorzugehen. Bereits privatisierte Bereiche sollen wieder in die Regie der öffentlichen Hand zurückgeführt werden. Als Mittel der Durchsetzung werden genannt: Einflußnahme auf politisch Verantwortliche, Öffentlichkeitsarbeit und Information.

**Diskussion zur Sicherung und Stärkung der Einheitsgewerkschaft:** Der politisch brisanteste Teil des Gewerkschaftstages war die Diskussion und Antragsberatung zum Thema *Einheitsgewerkschaft*. Dabei standen die Angriffe der CSU auf die Einheitsgewerkschaft und die Rechtsentwicklung in der BRD im Vordergrund. Aus Untergliederungen der ÖTV waren dazu 22 Anträge eingereicht worden. In dem Leitantrag des Hauptvorstandes wird ausgesagt, daß vor allem die freiheitlich-sozialistischen und die christlich-sozialen Traditionen die Einheitsgewerkschaften begründet hätten. Kritikpunkt von Delegierten war, daß damit der Anteil der Kommunisten an der Gründung der Einheitsgewerkschaft negiert wird. Die Diskussion um den Anspruch, daß auch Kommunisten ihren berechtigten Platz in der Einheitsgewerkschaft haben müssen und wie der Begriff Einheitsgewerkschaft zu definieren sei, förderte nicht nur die unterschiedlichen politischen Meinungen, sondern auch Antikommunismus und Intoleranz in der Diskussion zutage. Nach mehrstündiger Diskussion wurde der Leitantrag des Hauptvorstandes mit großer Mehrheit angenommen. Ohne Nennung der CSU werden einerseits Pläne zur Spaltung des DGB zurückgewiesen und andererseits das Festhalten an den Unvereinbarkeitsbeschlüssen bekräftigt. Kernfeststellung: Schutz der Gewerkschaft und des Staates vor Feinden von links und recht.

**Themen zur Gewerkschaftspolitik:** Unter diesem Sachgebiet wurden u.a. noch Anträge zum Thema Werkverträge, Teilzeitarbeit und Radikalenerlaß, Umweltschutz und Medien behandelt. Zum letzten Bereich gab es gegen den Willen des geschäftsführenden Hauptvorstandes und seiner Antragskommission einen Beschluß zur negativen Entwicklung im Medienbereich. — Besonders aktuell war die Diskussion zum Thema *Aussperrung*. Während des Gewerkschaftstages fiel die Entscheidung des Bundesarbeitsgerichts. Einstimmig wurde beschlossen, mit anderen DGB-Gewerkschaften gemeinsame Aktionen durchzuführen. Vor der Presse schloß Kluncker Solidaritätsstreiks nicht aus. Dies bedeutet eine neue Qualität gewerkschaftlicher Handlungsmöglichkeiten zur Sicherung der Tarifautonomie. — Kaum überraschend war für Kenner der ÖTV die Entscheidung zur *Kernenergie*,

die eine Bestätigung der bekannten Formel »so wenig wie möglich, so viel wie nötig« war. Die Zustimmung zu einem weiteren Ausbau der Kernenergie wurde von der Lösung der Entsorgungsfrage abhängig gemacht.

### **Einschätzung des Gewerkschaftstages**

Legt man die Frage, inwieweit die ÖTV die durch die Wirtschaftskrise veränderten Anforderungen erkannt und adäquate Antworten darauf gefunden hat, als Maßstab zugrunde, ergibt sich kein einheitliches Bild. In den zentralen Fragen sind zwar die negativen Auswirkungen auf die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes erkannt, doch fehlt es an einer umfassenden Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als Voraussetzung für die Zielbestimmung und die notwendigen Handlungsmöglichkeiten. Für eine Gewerkschaft, die vor allem die Interessenvertretung der im öffentlichen Dienst Beschäftigten wahrnimmt, muß auch geklärt sein, welche Rolle der öffentliche Dienst in unserer Gesellschaft spielt. Allzu häufig erschöpften sich die Durchsetzungsmittel in Formulierungen wie: »Die Verantwortlichen der ÖTV werden aufgefordert, sich dafür einzusetzen ...« wie alle anderen Gewerkschaften steht auch die ÖTV vor der Aufgabe, Antworten auf die Probleme der anhaltenden Wirtschaftskrise zu geben und ihren Standort zu bestimmen. Sozialpartnerschaft oder Klassenkampf — Integration und/oder Autonomie sind Begriffe, die stellvertretend genannt seien für die ansatzweise geführte Diskussion. Der Gewerkschaftstag hat deutlich gemacht, daß der Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit insbesondere in der Krise sich nicht so unmittelbar auf das Bewußtsein der im öffentlichen Dienst Beschäftigten auswirkt, wie dies in der privaten Wirtschaft der Fall ist. Gemessen am Gewerkschaftstag 1976 war dieser wesentlich stärker vom Problembewußtsein der Mitglieder bestimmt. Die Kritik, insbesondere an der Tarifpolitik der ÖTV, wurde ernstgenommen. Die Konflikte gerade zum Thema Einheitsgewerkschaft haben eine wichtige Funktion gehabt, weil dadurch erstmals notwendige Ansprüche formuliert wurden: konsequente Praktizierung des Prinzips Einheitsgewerkschaft und Toleranz über Parteibücher hinaus — dies in einem gesellschaftspolitischen Klima, in dem Kommunisten in der Regel nicht Beschäftigte des öffentlichen Dienstes werden können.

Dieser Gewerkschaftstag zeigte, daß die Verschärfung der sozialen Auseinandersetzungen auch im öffentlichen Dienst spürbar geworden ist. Dies macht ein Überdenken und eine Neudefinition der Zielsetzungen notwendig, wie dies z.B. beim Problem des Abbaus von Arbeitsplätzen in der Seeschifffahrt geschehen ist. Beschlossen wurde hier einmütig ein alternatives Konzept zur Sanierung der Seeschifffahrt, das auch die Überführung in Gemeineigentum vorsieht. Insgesamt wurden Fragen der Staatsverschuldung als notwendige Voraussetzung zur Sicherung von Arbeitsplätzen oder die bisher geübte Verteilung der Haushaltsmittel zu wenig berücksichtigt. Erwartungen, daß richtungsweisende Markierungspunkte für die ÖTV-Politik der 80er Jahre gesetzt werden könnten, wurden nur ansatzweise erfüllt. Andererseits beinhalten die wachsenden Auseinandersetzungen mit dem öffentlichen Arbeitgeber in den nächsten Jahren die Chance für wachsendes Klassenbewußtsein auch der im öffentlichen Dienst Beschäftigten. Dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die auf dem Gewerkschaftstag von Minderheiten geforderte stärkere Einbeziehung der Mitglieder in den Willensbildungsprozeß (z.B. in der Tarifpolitik und in der Grundsatzprogrammdiskussion) durch entsprechende Informationspolitik und Bildungsarbeit sichergestellt wird.

**D. Albers/H. Lienker/K. Neumann/A. Wehr:**  
Antwort an die Kritiker.

**Wolfgang Krumbein/Gerhard Schröder:**  
Zwei Schritte Vorwärts — ein Schritt zurück.  
Die »Herforder Thesen« und die Stamokap-Theorie bei den Junos.

**D. Gatzmaga/V. Lakemellen/K. Rave:**  
Hier stehe ich — ich kann auch anders.  
Anmerkungen zu einem ostwestfälischen Manifest.

**Sozialistische Studientruppen (SOST):**  
Herforder Thesen — Ein Programm zur Arbeit von Marxisten in der SPD?

**Sozialistischer Hochschulbund (SHB):**  
Beschluss der 19. o. Bundesdelegiertenversammlung zu den »Herforder Thesen«.

**E. Einemann/H. Franke/K. Kunick/H. Scherf/H. von der Vring u.a.:**  
Wider das Rechthabenwollen eines marxistischen Pfaffentums.  
Kritische Anmerkungen Bremer Linker in der SPD zur Stamokap-Position  
am Beispiel der »Herforder Thesen«.

**Josel Hindels:**  
Bemerkungen zu den »Herforder Thesen«.

**Paul Oehlke:**  
Immer wieder Stamokap.  
Zur Kritik Bremer Sozialdemokraten an den »Herforder Thesen«

Preis 6,80 DM/ÖS 50,— (über sozialdemokratische Organisationen:  
5,— DM/ÖS 35,— zuzügl. Versand)  
Bestellungen über: spw-Vertrieb · Moltkestr. 21 · D-1000 Berlin 45

FÜR  
EINE  
SOZIALISTISCHE  
PERSPEKTIVE

Bestellungen über: spw-Vertrieb, Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45  
Einzelverkauf DM 6,80 (Organisationspreis DM 5,—)

ZUR DISKUSSION  
UM DIE  
HERFORDER THESEN -  
POSITION UND  
GEGENPOSITION